

## 3 Methodologie und Methode

---

In Kapitel 2 wurde ein umfassender konzeptueller Rahmen entwickelt, der das in dieser Arbeit zugrunde liegende Verständnis von sozialen, darunter auch ökonomischen Phänomenen und den prinzipiellen Möglichkeiten und Grenzen der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit ihnen begründet. Obwohl ich in der Wahl der Beispiele darauf geachtet habe, einen Bezug zu dem spezifischen Themenbereich dieser Arbeit herzustellen, ist eine konkrete Operationalisierung des Rahmens für Subjektivierungsprozesse im Kontext ökonomischer Hochschulbildung bislang ausgeblieben. Auch wenn in Unterabschnitt 3.2.1 noch einmal auf generelle Aspekte einer praxeologischen Institutionenforschung eingegangen wird, ist dieses methodisch-methodologische Kapitel auf den spezifischen Untersuchungsgegenstand zuge-spitzt. Neben dem Erkenntnisinteresse (Abschnitt 3.1) legt es offen, mit welchen Mitteln diesem nachgegangen wurde (Abschnitt 3.2) und wie diese Mittel in eine konkrete Forschungspraxis übersetzt wurden (Abschnitt 3.3).

### 3.1 GEGENSTAND DER FORSCHUNG

Mithilfe der konzeptuellen Rahmung kann der in dieser Arbeit interessierende Gegenstand nunmehr begrifflich präzise abgesteckt werden. Die zentrale Forschungsfrage der vorliegenden Arbeit lautet:

*Wie wird Mensch wer im Kontext ökonomischer Hochschulbildung?*

Technischer, aber auch präziser, lässt sie sich wie folgt reformulieren:

*Welche dominanten Subjektivierungsprozesse lassen sich für den Kontext ökonomischer Hochschulbildung rekonstruieren?*

Hier wird somit die Frage nach Prozessen der Selbst-Sinnstiftung aufgeworfen. Welche Sinnhorizonte bringen konkrete Akteure wie in Anschlag, um sich selbst zu deuten? Diese Frage wird auf der horizontalen Achse im spezifischen Erfahrungsraum, d.h. im institutionellen Setting ökonomischer Hochschulbildung, gestellt. Damit ist zugleich eine Eingrenzung des Bereichs der Selbst-Sinnstiftungen angedeutet. Hier interessiert, wie Studierende diese Sinnstiftungsprozesse im sozialen Kontext ihres Wirtschaftsstudiums und den darin alltäglich gemachten Erfahrungen anstren-

gen. Vom subjektiven Pol her formuliert kann dieselbe Frage so gestellt werden: Welche Selbstbilder nutzen Studierende, um sich in diesem konkreten Feld zu verorten und in Beziehung zu setzen? Wie sind diese Selbstinterpretationen gekoppelt an bestimmte Weltinterpretationen und insbesondere an Interpretationen des Studienkontextes? Wird das Studium als gegeben, als veränderbar, als nebensächlich oder dominierend wahrgenommen?

Diese Fragen können zufriedenstellend nur dann beantwortet werden, wenn nicht nur die Inhalte, sondern auch der *modus operandi* dieser Sinnstiftungsprozesse rekonstruiert wird. Im Rahmen welcher Praxisformen bilden Akteure hier ein Selbst aus? Um die Sache noch komplizierter zu machen: Lassen sich mehrere Subjektivierungsformen identifizieren? Wenn ja, (wie) sind die spezifischen Subjektivierungsinhalte je an bestimmte Praxisformen gekoppelt? Entstehen durch diese Pluralität von Selbst-Sinnstiftungsprozessen in einer Gruppe oder einem einzigen Akteur Konflikte oder Synergien?

Es wird hier angenommen, dass diese Prozesse der Selbstinterpretationen insofern institutionellen Charakter haben, als dass auf geteilte Muster zurückgegriffen wird, die im sozialen Kontext ökonomischer Hochschulbildung bis zu einem gewissen Grad ‚normal‘ sind. Im engeren Feld ökonomischer Hochschulbildung oder im weiteren akademischen Feld werden somit einerseits normalisierte, bzw. standardisierte Formen der Selbstsinnstiftung angenommen (ohne diese aber zu erkennen oder im Sinne einer Hypothese an das empirische Material heranzutragen). So ist es etwa manchen Kontexten oder aber bestimmten Subjektivierungsinhalten zu eigen, dass Subjektivierungsprozesse hier typischerweise im Modus gewöhnlicher Praxis ablaufen. Stoßen Akteure in einen neuen Kontext hinzu, sind sie Subjektivierungsangeboten somit immer sowohl in inhaltlicher wie auch formaler Hinsicht ausgesetzt. Gleichwohl kann das konkrete Geschehen niemals auf diese Sinnangebote reduziert oder gar damit gleichgesetzt werden. Akteure bringen nicht nur einzigartige Erfahrungen und damit eine einzigartige Persönlichkeit mit, die als solche schon den Umgang mit möglichen Sinnangeboten pluralisiert; sie müssen im zeitlichen Verlauf zudem ihre Selbst-Sinnstiftung immer wieder aktualisieren, immer wieder ‚neu auf-führen‘. Dabei bietet sich ihnen (einzeln oder gemeinsam) immer wieder die Möglichkeit, die oben genannten Potentialitäten zu realisieren, und also *andere* als die normalisierten Sinnstiftungsprozesse zu enactieren. Ob, in welcher Praxisform und in welchem Institutionalisierungsgrad sie dies tun, ist Aufgabe der zu leistenden Rekonstruktion und kann *ex ante* nicht beantwortet werden.

Die hier gewählte AnalyseEinstellung geht daher nicht der Frage nach, ob Studierende der Wirtschaftswissenschaften *homines oeconomici* oder andere Menschenbilder *sind*. Es interessiert nicht die Frage wer jemand *ist*, sondern wie jemand *wird* (vgl. Mead 2000, Kap. III).<sup>91</sup> Und dieses Werden wird seinerseits nicht in ontologi-

91 Genau diese Frage können die Economics of Education und die Identity Economics nicht beantworten, da Prozess und Ergebnis von Subjektivierungsprozessen durch Ontologisierungen immer schon vorweggenommen werden. Vgl. dazu die treffende Feststellung von Gintis: „But education is a prime example of a conscious attempt to change preferences, or more broadly, individual personalities. Through schooling, individuals become what they were not. Individual psychic development is molded in the interests of productive participation in the economy. Hence the following problem: Neo-classical theory justifies market

sierter Form verstanden und verhandelt, so als ob ein bestimmtes generatives Muster *immer* eine bestimmte Subjektivität produziert. Es wird primär auch nicht danach gefragt, welche Subjektivierungsangebote im betreffenden Erfahrungsraum besonders dominant auftreten. Subjektivierungsangebote sind niemals Notwendigkeiten oder gar Automatismen, sondern immer nur Möglichkeiten, die Subjektivierungsprozesse nur dann bestimmen, wenn sie von konkreten Akteuren tatsächlich angenommen und enacted werden. Die entscheidende Frage ist somit diejenige, wie konkrete Menschen mit diesen und anderen Subjektivierungsangeboten umgehen oder wie sie unabhängig von ihnen eigene Selbstdeutungen ausbilden. Wenngleich dominante Subjektivierungsangebote von potentiell großer Bedeutung sind, erlaubt es eine solche Perspektive auch, die kreativen, mitunter widersprüchlichen Umgangsformen, Taktiken oder gar Strategien mit Bezug auf die Studienerfahrung einzufangen.

Dieser Zugang sei am Beispiel der Figur des *homo oeconomicus* verdeutlicht: Nehmen wir an, dass ein Professor für Volkswirtschaftslehre in einer mikroökonomischen Einführungsvorlesung erzählt, dass seine Wissenschaft von der Annahme ausgehe, dass der Mensch stets rational entscheide und verfügbare Wahloptionen stets am Horizont von Kosten und Nutzen abwäge – um sich schließlich stets für den größten individuellen Nutzen zu entscheiden. Eine mögliche studentische Reaktion könnte nun darin liegen, in lautes Lachen auszubrechen, den Vorlesungsaal zu verlassen und sich noch am gleichen Tag zu exmatrikulieren. Eine andere Reaktion wäre eine stillschweigende Hinnahme des Postulats, verbunden mit der Frage, ob es auch klausurrelevant sei. Eine dritte mögliche Reaktion wäre die scherzhafte und sarkastische Rekapitulation des Postulats in einer Gruppe von befreundeten Kommiliton:innen im Anschluss der Vorlesung. Eine vierte Reaktion wäre eine kritische Nachfrage an den Professor mit Verweis auf aktuelle verhaltenswissenschaftliche Studien, die das Postulat in Zweifel ziehen. Eine fünfte Reaktion wäre eine vollkommene Indifferenz, weil man zum Zeitpunkt der Äußerung im Internet oder auf dem Smartphone gesurft hat. Eine sechste Reaktion manifestierte sich in der Imagination und der künstlerischen Repräsentation der Realität, die sich tatsächlich daraus ergäbe, wenn alle überall dem verkündeten Postulat folgten etc. pp. Diese Beispiele zeigen: In dem Moment, in dem man eine reale Erfahrung ernst nimmt und verstehen möchte, werden die Möglichkeiten unwahrscheinlich groß. Menschliche Sinnstiftungsprozesse – gerade auch jene, in denen starke und neue Sinnangebote unterbreitet werden – sind von einer Vielfalt geprägt, die nur sehr schwer in ein Bild zu bringen ist. Weiterhin zeigen die Beispiele aber auch, dass die mehr performativen oder mehr reflexiven Umgangsformen mit Identitätsangeboten dem sozialwissenschaftlichen Interesse prinzipiell zugänglich sind. Eine empirische Sozialforschung, die ihrem Untersuchungsgegenstand gerecht werden möchte, muss die Zugänge zu dieser Vielfalt ernst nehmen und operationalisieren.

---

institutions on the basis of their contribution to growth and allocational efficiency. The norms of growth and efficiency are in turn justified on the basis of the exogenous-preferences assumption. In view of the empirically-determined importance of education in changing preferences to generate an adequate labor force, the theory then appears involved in a contradiction: the adequate performance of the institutions it recommends requires the invalidation of the assumptions on which its recommendations rest“ (Gintis 1974, 416).

Die vorliegende Arbeit unternimmt diesen Versuch und wagt es dabei, in Übereinstimmung mit etablierten Standards und Verfahren rekonstruktiver Sozialforschung, *typische* Formen der Subjektivierung im hier betreffenden Kontext zu explizieren. Die drei in den Kapiteln 4, 5 und 6 dargelegten Subjektivierungstypen sind die Ergebnisse dieses Vorhabens und fußen auf einer großen Zahl von fallinternen und fallübergreifenden Vergleichen und Interpretationen – immer mit Bezug auf konkret Gesagtes oder Getanes. Vor dem Hintergrund des oben Eingeführten sei jedoch bereits an dieser Stelle vorausgeschickt, dass diese Typen sicherlich *nicht* in die Richtung anthropologischer Konstanten zu hypostasieren sind. Die Typen sind die im hier untersuchten Sample *dominanten* Wege der performativen Hervorbringung von Subjektivitäten. Sie weisen somit einen *relativ* hohen Institutionalisierungsgrad auf. Damit ist auch gesagt, dass nicht-dominante Typen hier nicht zur Sprache kommen, obwohl sie allein hier im Sample (in geringer Zahl) beobachtbar waren. Die Realität und das Potential institutioneller Vielfalt ist somit größer, als das in dieser Arbeit Abgehandelte. Die Einschränkung auf dominante Subjektivierungsprozesse ist letztlich meinem Erkenntnisinteresse an eben jenen dominanten Sinnstiftungen geschuldet.<sup>92</sup> Diese Einschränkung erlaubt es zumindest der Tendenz nach, die Geltung des auf ein Sample von 16 Fällen bezogenen Rekonstruktionsprozesses auf eine größere Zahl von Fällen oder für eine größere Allgemeinheit von Studierenden auszuweiten (siehe zu den Kriterien des Forschungsprojektes Unterabschnitt 3.2.4).

Weiterhin ist mit Blick auf den in Frage stehenden Gegenstand hervorzuheben, dass hier keine Rekonstruktion hinsichtlich der Gründe angeboten wird, *warum* dieser oder jene Subjektivierungsprozess in diesem oder jenem Fall erfolgt ist. Es werden lediglich die dominanten Selbst-Sinnstiftungstypen rekonstruiert und theoretisch interpretiert, nicht aber ihrerseits die sozialen Institutionen bzw. Strukturen, die diesen oder jenen Typus hervorgebracht haben. Das Studium generativer Muster von Selbst-Sinnstiftungen reicht hier somit allenfalls bis an die Grenzen der situativen (Re-)Produktion derselben im Moment der Begegnung mit den Akteuren. Es ragt nicht hinaus in den sozioökonomischen Ursprung oder die (Re-)Produktion *der Institutionen selbst* in räumlich differenten und zeitlich vergangenen Kontexten. Diese Fragen wären Gegenstand einer soziogenetischen Institutionenforschung, die mit der hier realisierten sinnngenetischen Institutionenforschung gleichsam kombinierbar ist.<sup>93</sup>

Abschließend soll der nunmehr umrissene Gegenstand der Arbeit noch kurz in seiner Bedeutung bewertet werden. Manch eine:r wird sich fragen, welcher Erkenntnisgewinn von einer Auseinandersetzung mit den Subjektivierungsprozessen von Studierenden der Wirtschaftswissenschaften zu erwarten ist. Dabei ist zunächst einmal zu unterstreichen, dass er in methodisch-methodologischer Hinsicht alleine deswegen interessant ist, weil er es erlaubt, eine praxeologische Institutionenforschung gewissermaßen von A bis Z zu exemplifizieren. Gerade das Spannungsfeld zwischen äußerst starken Institutionalisierungsgraden und individuellen Wünschen und Motivationen ist hier sehr stark ausgeprägt (vgl. Bäuerle, Pühringer, und Ötsch 2020, Kap.

92 Prinzipiell ist ohne Frage auch ein Rekonstruktionsprozess denk- und machbar, der gerade auf die Ausnahmen und Einzelfälle fokussiert.

93 Vgl. Fußnote 125, sowie beispielhaft eine soziogenetische Typenbildung in der ökonomischen Institutionenforschung bei Fuller (2013, 126–27).

6) und erlaubt insofern eine Veranschaulichung mit maximalen Kontrasten. Des Weiteren erlaubt es die Wahl dieses Gegenstandsbereiches aber auch, gewissermaßen in die Herzkammer ökonomischer Wissenschaft vorzudringen: an denjenigen Ort, wo ein institutionelles Selbstverständnis der Disziplin tradiert und – so ließe sich vermuten – in entsprechende Subjektivierungsprozesse übersetzt wird. Gemeint ist der Ort, an dem, mit Kuhn gesprochen, die Ökonomik ihre paradigmatischen Grundfesten reproduziert und darin zu einer Normal- oder Lehrbuchwissenschaft avanciert (vgl. Bäuerle 2017). Wie Kuhn (vgl. 1996, 47; 1963, 351) betont, sind diese Prozesse nicht auf theoretische Positionen oder Argumente beschränkt, sondern werden vordringlich durch die stillschweigende Weitergabe normalisierter Praktiken und Selbstbilder konstituiert.

Wer wird man eigentlich, wenn man Ökonom:in wird? Was bedeutet es für die betroffenen Akteure selbst, Ökonom:in zu werden? Wer *soll*<sup>94</sup> man werden und zu wem oder was machen konkrete Menschen sich tatsächlich? Wer diese Fragen zu beantworten in der Lage ist, kann nicht nur Aussagen über individuelle Selbstverständnisse von (angehenden) Ökonom:innen treffen, sondern auch über typische, kollektive Selbst-Sinnsinnstiftungsprozesse einer äußerst wirkmächtigen Disziplin (vgl. dazu Düppe 2009, Abschn. 1.3). Gut dokumentierte Selbstverständnisse, wie etwa jene einer Überlegenheit gegenüber anderen Sozialwissenschaften (vgl. Fourcade, Ollion, und Algan 2015), können kritisch geprüft werden (vgl. dazu die praxeologische Erhebung von Winzler 2019b). Bilden sich entsprechende Selbst-Sinnstiftungen schon im Studium heraus? Gegen welche etwaigen *anderen* Selbstverständnisse werden sie von konkreten Akteuren in konkreten historischen Situationen getauscht oder abgewogen? Und damit verbunden: Welches disziplinäre Potential bleibt bei der Ausbildung von Neulingen im Fach auf der Strecke? Und warum? Eine praxeologische Institutionenforschung am Beispiel der Institutionen ökonomischer Hochschulbildung zur Anwendung zu bringen heißt, sich daran zu erinnern, wer man als Disziplin auch sein *könnte*. Diese Erinnerungsleistung können die Wirtschaftswissenschaften mit ihren etablierten Verfahren ebenso wenig realisieren, wie die Verständigung auf die Genese eben jener Standards. Einfacher formuliert: Mit ihren Bordmitteln können und werden die Wirtschaftswissenschaften sich nicht verstehen können. Institutionen (wie etwa Methoden, Überlegenheitsgefühle etc.) wirken nicht deswegen, weil sie definiert werden oder ‚wahr‘ sind; sie entstehen und wirken immer nur durch die Praxis konkreter Akteure hindurch, die an letzteren immer auch ‚haften‘ bleiben. Genau diese sozialen Praktiken der Selbst-Sinnstiftung angehender Ökonom:innen zu verstehen, ist Gegenstand und Aufgabe der vorliegenden Arbeit.

94 Düppe (2009, 28–29) spricht in dem Zusammenhang vom ‚Ethos‘ der Ökonom:innen.

## 3.2 METHODE FOLGT DEM GEGENSTAND

Wie bis an diese Stelle bereits mehrfach betont, nimmt wirtschaftswissenschaftliche Forschung in der hier vorgeschlagenen Grundlegung eine dienende Funktion ein: Ihre Aufgabe ist es, einem Gegenstand gerecht zu werden.<sup>95</sup> Insofern wäre ein altes Credo Alfred Marshall's<sup>96</sup> nicht nur für die Akteure selbst, sondern eben auch für Wissenschaftler:innen zu betonen. Auch sie dürfen ihren Leitstern in den alltäglichen Erfahrungen konkret lebender Menschen entdecken. Um diesem Anspruch genügen zu können, muss sie die Wahl ihrer Methoden in Einschätzung und Kenntnis des Gegenstandes treffen. Dieser Prozess läuft immer über eine Hinwendung zum Gegenstand, um erst von dort aus eine sukzessive Distanzierung und methodisch kontrollierte Abstrahierung anzustrengen. Als praxeologische Institutionenforschung muss es ihr gelingen, die vielgestaltigen Praktiken zu rekonstruieren, die die (Re-)Produktion der im Gegenstandsbereich vorherrschenden Institutionen bedingen. Entsprechende Methoden *in der direkten Auseinandersetzung mit dem Gegenstand* heranzuziehen oder zu entwickeln, ist somit wichtigste Bedingung eines gegenstandsgerechten Forschungsprozesses.

### 3.2.1 Praxeologische Institutionenforschung

Praxeologische Institutionenforschung ist immer *empirische* Forschung im eigentlichen Wortsinn. Sie folgt den Erfahrungen lebender Menschen und versucht diese zu verstehen (lat. *empiricus*: der Erfahrung folgend; vgl. zu einer empirischen Grundlegung ökonomischer Wissenschaft Shackle (1992, Kap. VI)). Der Modus dieser individuellen wie kollektiven Erfahrungen ist die Praxis: ein performativer Umgang mit den lebensweltlichen Situationen, in denen sich Menschen vorfinden. In diesen Praktiken (re-)produzieren sie Institutionen, die einen mehr oder weniger stabilen Umgang mit der Lebenswelt erlauben. Der programmatische Titel einer ‚praxeologischen Institutionenforschung‘ deutet vor diesem Hintergrund an, dass neben den Produkten dieses Prozesses mithin immer auch der performative (Re-)Produktionsprozess derselben einen Teil des interessierenden Phänomenbereiches bildet. Praxeologische Institutionenforschung ist immer auch *Institutionalisierungsforschung*. Sie entwickelt einen „genetic account of an unfolding process“ (Veblen 1898, 388).

Ihre Identifikation als empirischer Forschungsansatz ist dabei nicht als prinzipielle Absage an modellierende Verfahren zu verstehen, wohl aber als entschiedene Absage an jegliche Form von Modellplatonismen (vgl. H. Albert 1963), ganz gleich, ob diese formal, sprachlich oder bildhaft verfasst sind. Wissenschaftliche Interpretationen sind Interpretationen zweiten Grades. Um Bedeutung zu erlangen, *müssen* sie sich auf Interpretationen ersten Grades (also die performativen Sinnstiftungsprozesse von realen Akteuren) beziehen; und zwar so, dass man letzteren auch tatsächlich gerecht werden kann (vgl. Unterabschnitt 2.1.2). Beide Interpretationsprozesse sind

95 Entsprechende Ausformulierungen gegenstandsorientierter Wissenschaftsverständnisse für die Ökonomik finden sich etwa bei Hodgson (vgl. 2004, 447–48) oder Salin (vgl. 1920).

96 „The common sense of a person who has had a large experience of life will give him more guidance in such a matter than he can gain from subtle economic analysis“ (Marshall 1920, 56).

immer lebensweltlich situiert und keine abstrakten Simulationen im Kopf des:der Wissenschaftler:in. Wissenschaftlichkeit wird somit nicht durch die Wahl normalisierter oder einfach ‚wissenschaftlicher‘ Forschungsmethoden verbürgt, wie es ökonomische Standardlehrbücher immer noch darzustellen pflegen (vgl. Bäuerle 2017, Abschn. 3.3); Wissenschaftlichkeit wird im Kontext praxeologischer Institutionenforschung durch eine stimmige Beziehung zwischen wissenschaftlicher und gelebter Sinnstiftung ‚da draußen‘ angezeigt. Diese Beziehungsqualität wird sogleich als Kriterium der Konsistenz eingeführt werden (s.u.).

Das, was einer praxeologischen Institutionenforscherin im Rahmen ihrer Arbeit dann begegnet, ist nicht eine prinzipielle, sondern eine gelebte Fülle menschlicher Sinnstiftungen des Wirtschaftens:

„Das<sup>97</sup> wirtschaftliche Geschehen ist eine logisch (rational) unaufholbare Praxis, die mit Hilfe der Sinnstiftungskonzepte theoretisch abgebildet werden kann [...] Die Umstellung der Theorie auf die in den performativen Praktiken ablaufende Sinnstiftung erfordert die Aufgabe des logozentrischen Zwei-Welten-Modells, in dem das Denken die Ursache des Handelns ist. Das Wirtschaften geschieht im Vollzug, *während* gehandelt, entschieden und geredet wird; im Vollzug, der die Intentionen unwirksam und Entscheidungen erst möglich macht.“ (Svetlova 2008, 191)

Die Lebenswelt wird insofern nicht im Sinne einer *Economics of Life* (vgl. Becker und Nashat 1997) einer einzigen Sinnstiftung, bspw. in Form eines Kosten-Nutzen-Kalküls, untergeordnet. Sich der gelebten Vielfalt ökonomischer Sinnstiftungen in Bezug auf eine prinzipiell nicht einholbare Lebenswelt zuzuwenden, verlangt entgegen der etablierten Konventionen der Ökonomik vielmehr eine prinzipielle epistemische Offenheit (vgl. dazu Mulgan 2021). Eine solche Forschung setzt mit ihren Mitteln und Zugängen keinen Sinn des Wirtschaftens, sondern wahrt methodisch eine Offenheit gegenüber dem, was ‚Wirtschaft‘ oder ‚Ökonomie‘ bedeuten kann. Nur so kann sie ein Verständnis darüber in Aussicht stellen, wie ‚Wirtschaft‘ von konkreten Akteuren in bestimmten Kontexten tatsächlich hervorgebracht wird. Es gibt keinen absoluten Sinn des Wirtschaftens und also niemals ‚die Wirtschaft‘. Was Wirtschaft ist, ist Gegenstand eines prinzipiell unabgeschlossenen Interpretationsgeschehens, das in mehr oder weniger reflexiven Praktiken abläuft.

Methodisch gewendet bedeutet die angemahnte Offenheit, dass praxeologische Institutionenforscher:innen aus einer großen Pluralität von potenziellen Zugängen zu sozialen Praktiken und den sich in ihnen manifestierenden Institutionen legen können müssen. Zu dieser Pluralität gehören zweifelsfrei qualitative, etwa rekonstruktive oder ethnographische, Verfahren (vgl. Flick 2014; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2021), die einen *relativ* unvermittelten Zugang zu gelebten Institutionalisierungen

97 Wenngleich diese Formulierung sicher für eine Totalität wirtschaftlicher Praktiken Geltung beanspruchen mag, so trifft sie sicher nicht für jedes empirisch beobachtbare Wirtschaftshandeln zu. Zweifelsfrei gibt es Wirtschaftspraktiken, die auf Grundlage eines hochgradig logischen oder rationalen Denkens (oder Planens) erfolgen. Der Standardtheorie wäre mithin vorzuwerfen, dass sie rationales Handeln (bzw. Entscheiden) nicht als lediglich eine mögliche Form des Handelns konzeptioniert, und rationales Handeln nicht in seiner Qualität als sinnstiftende Bezugnahme auf die Lebenswelt rekonstruieren kann.



eröffnen (vgl. Schlüter 2010). Wenngleich der Kern der Disziplin diese Möglichkeiten weitestgehend ignoriert oder gar ablehnt (vgl. Lenger 2019), können eine Vielzahl von potenziellen Vorbildern entsprechender Arbeiten in Bezug auf raum-zeitlich weit oder eng verzweigte ökonomische Phänomene ausgemacht werden (vgl. Starr 2014, Abschn. 4; Basole und Ramnarain 2016; sowie in Teilen F. Lee und Cronin 2016, Teil III). Beispiele lassen sich in so diversen Zugängen und Forschungsbereichen wie Multi-Ebenen-Analysen kommunaler Verschuldungen (vgl. Deruytter und Möller 2020), in der Interview-gestützten Erforschung digital vermittelten Konsumverhaltens (vgl. Lamla 2009) oder der Untersuchung der unternehmerischen Risikobewertung von Lieferketten im Rahmen von Fallstudien (vgl. Blome und Schoenherr 2011) ausmachen (vgl. darüber hinaus Srinivas 2020; Ostrom 2005; Zur Lippe 2012; Gibson und Dombroski 2020; Euler 2020).

Prinzipiell ist es selbstverständlich auch möglich, soziale Praktiken des Wirtschaftens zu quantifizieren. Es ist *eine* mögliche Form von Interpretationen zweiten Grades unter vielen, sie zu zählen oder in zählbare Verhältnisse zu setzen, was sie für Methoden der quantitativen (empirischen) Sozialforschung zugänglich macht. Insbesondere bei quantifizierten, bzw. quantifizierenden Praktiken ‚da draußen‘ liegt eine entsprechende Methodenwahl nahe, da eine Ähnlichkeit zwischen Interpretationen ersten und zweiten Grades vorliegt. Quantitative Verfahren bergen weiterhin den Vorteil, relativ große Samples untersuchen zu können. Ausschlaggebend bei der Entscheidung für quantitative Verfahren (wie auch für alle anderen Verfahren) sind insofern nicht disziplinäre Moden oder Traditionen, sondern die Eignung für das Verständnis gelebter Praktiken des Wirtschaftens. Die prinzipielle Möglichkeit und Verfügbarkeit quantitativer Verfahren sollte gleichfalls nicht darüber hinwegtäuschen, dass ökonomische Praktiken mithilfe quantitativer Verfahren niemals erschöpfend, oftmals nicht einmal hinreichend verstanden werden können. Wie die *Social Studies of Quantification* (vgl. Mennicken und Espeland 2019) gleichermaßen betonen und belegen, gilt das insbesondere auch für quantifizierende Praktiken. Das hängt wesentlich mit der methodisch induzierten Abstraktion von nicht-zählbaren Aspekten gelebter sozialer Prozesse zusammen. Denn die Entscheidung für das Zählen und Rechnen bringt Limitierungen mit sich, die dazu führen, dass entscheidende Aspekte sozialer Realität gar nicht erst in den Blick der wissenschaftlichen Auseinandersetzung geraten *können*. Die in Abschnitt 2.1.1 eingeführten Beispiele standardisierter Verfahren mit Blick auf den hier interessierenden Gegenstandsbereich können als symptomatische Beispiele quantitativer Forschungsarbeiten gelten, die ihre methodischen Limitierungen übersehen und damit letztlich zu Interpretationen zweiten Grades avancieren, die jenen ersten Grades nur eingeschränkt oder gar nicht gerecht werden.<sup>98</sup> Mehr oder weniger reflektierte epistemische Entscheidungen füh-

98 Positivbeispiele einer reflexiven und konsequent gegenstandsbezogenen quantitativen Forschung können in so unterschiedlichen Bereichen wie der stochastischen Finanzmarkt- (vgl. Buchanan, Chai, und Deakin 2020) oder Ungleichheitsforschung (vgl. Dorn, Maxand, und Kneib 2021), der quantitativen Netzwerkforschung in Unternehmen und Organisationen (vgl. Bakker, Hendriks, und Korzilius 2022) oder aber der quantitativen Narrationsforschung (vgl. Snowden 2005; Van der Merwe u. a. 2019) etwa im Bereich der transformativen Lieferkettenforschung (Deprez, Huyghe, und Van Gool Maldonado 2012) ausgemacht werden.



ren in diesen Fällen zwar dazu, dass man akademischen Konventionen, nicht aber dem in Frage stehenden Gegenstand gerecht wird.

Aber auch dort, wo mithilfe quantitativer Verfahren zentrale Aspekte eines Phänomens adressiert werden können, reichen sie in der Regel nicht aus, um dasselbe, aus einem praxeologischen Blickwinkel betrachtet, hinreichend zu verstehen. So gibt die quantitativ-empirische Ungleichheitsforschung bspw. einen sehr genauen Aufschluss darüber, dass Frauen in einem bestimmten Zeitraum an einem bestimmten Ort oder in einem bestimmten Sektor weniger verdienen als Männer. Ein hinreichendes Verständnis des Phänomens *gender pay gap* verlangt aber neben seiner Identifikation (was?) und Höhe (wie viel?) beispielsweise auch eine Auseinandersetzung mit den institutionellen Rahmenbedingungen und Prozesse seiner Existenz (warum?, wie?), oder seine Bedeutung in und für die Lebensrealität der beteiligten stakeholder (wer?). Die generativen Prozesse können nur mit einem umfassenden Blick auf ökonomische Praktiken verstanden werden. Die Entscheidung *gegen* (wie für) einen solchen umfassenden Blick ist eine normative (vgl. Unterabschnitt 2.1.2) – darüber sollte auch die vermeintliche Wertfreiheit quantitativer Methodologien nicht hinwegtäuschen: „As political economists we are political agents when we define, and reproduce, our object of study. We face both an analytical and a normative imperative to work with and towards statistics that do justice to the world and the people in it“ (Mügge 2020, 1).

Dieser systematische Punkt kann unmittelbar am Beispiel der Forschungspraxis quantitativer Verfahren selbst verdeutlicht werden: Damit *sie selbst* sinnvoll werden kann, *muss* sie in nicht-zahlenförmige Sinnzusammenhänge gesetzt werden. Die Textualität oder Bildlichkeit (etwa in Form von Graphen) respektiver Veröffentlichungen sind Beispiele dafür, die verbale Plausibilisierung der Forschung und ihrer Sinnhaftigkeit auf wissenschaftlichen Konferenzen oder in öffentlichen Interventionen ein anderes. Diese Kontextualisierungen von Zahlen sind keine Nebensächlichkeit. Ohne diesen Rückbezug *muss* quantitative Forschung notgedrungen sinnlos bleiben (vgl. Lawson 1987, 965) und er kann nicht realisiert werden, ohne auf nicht-quantitative Medialitäten zurückzugreifen (vgl. Pickbourn und Ramnarain 2016 sowie Unterabschnitt 2.1.3). Den Sinn einer Institution oder eines Institutionalisierungsprozesses zu verstehen, verlangt somit nach einer Pluralität epistemischer Praktiken und Medialitäten. Als ein wirkmächtiger Ausdruck dieser Einsicht dürfen integrierte Verfahren, wie Sie unter dem Begriff der Mixed-Methods-Forschung verhandelt werden, gelten (vgl. grundlegend Cronin 2016; sowie beispielhaft Keske u. a. 2011; Stumpf, Schöggel, und Baumgartner 2021). Im Rahmen praxeologischer Institutionenforschung gerät ein solcher Methodenpluralismus jedoch nicht zum abstrakten Selbstzweck, sondern ist unter dem Leitstern epistemischer Gerechtigkeit eine Notwendigkeit, um einer vielfältigen und widersprüchlichen sozialen Realität gerecht werden zu können. Ein Methodenpluralismus erhält seine Sinnhaftigkeit in der Beziehung von Wissenschaft und Lebenswelt.

Wer aber kann wie beurteilen, ob tatsächlich das Wesentliche und in Frage stehende tatsächlich erkannt wurde? Diese Frage berührt die Qualitätskriterien von sozialwissenschaftlicher Praxis, die hier in Anlehnung an Schütz und die Tradition rekonstruktiver Sozialforschung in einer bewusst allgemeinen Fassung für das Programm einer praxeologischen Institutionenforschung gewonnen werden sollen. Als

zentrales Kriterium sozialwissenschaftlicher Forschung und in Übereinstimmung mit dem bereits Elaborierten schlägt Schütz das der ‚Konsistenz‘ vor und führt aus:

„Each term in a scientific model of human action must be constructed in such a way that a human act performed within the life-world by an individual actor in the way indicated by the typical construct would be understandable for the actor himself as well as for his fellowmen in terms of common-sense interpretation of everyday life. Compliance with this postulate warrants the consistency of the constructs of the social scientists with the constructs of common-sense experience of the social reality.“ (A. Schütz 1962, 44)

Ob eine empirische Rekonstruktion der Sinnhorizonte konkreter Akteure konsistent, bzw. *valide* (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2021, 26–29) ist, kann nicht durch ein vermeintlich objektives Außenkriterium beurteilt werden, das als goldener Maßstab an alle Rekonstruktionsprozesse angelegt werden könnte. Das bedeutet aber nicht, dass diese Art von Forschung in Beliebigkeit umschlagen würde (vgl. Rosa 1999, 176). Im Gegenteil müssen Rekonstruktionen immer der entscheidenden Prüfung standhalten können, die gelebten Sinnstiftungsprozesse tatsächlich zu treffen, ihnen gerecht zu werden. Das zentrale Kriterium der Konsistenz ist damit ein eminent relationales.<sup>99</sup> Es forciert vor dem Hintergrund eines Erkenntnisinteresses eine weitgehende Überlappung von Interpretationen ersten und zweiten Grades. Die Expertise einer solchen Beurteilung obliegt zum einen Wissenschaftler:innen und Insidern, die sich mit dem in Frage stehenden Feld, sowie mit der methodisch-methodologischen Auseinandersetzung mit ihm auskennen. Mit Bezug auf den vorliegenden Fall bedeutet dies, dass etwa einschlägige Expert:innen auf den Bereichen der Institutionen- und Bildungsforschung, sowie der dokumentarischen Forschung im Allgemeinen und der dokumentarischen Subjektivierungsforschung im Besonderen die Rekonstruktionen und ihre typologischen wie theoretischen Verdichtungen auf Grundlage methodisch-methodologischer Standards beurteilen können müssen. In Abschnitt 3.3 lege ich entsprechend offen, wie die hier noch relativ allgemein gehaltenen Kriterien praxeologischer Forschung in eine konkrete Operationalisierung einmünden, die damit auch der Überprüfbarkeit durch Expert:innen zugänglich wird. Letzten Endes – das mahnt Schütz an – kann und muss die Validität der Forschungsergebnisse aber immer auch von den beforschten Akteuren selbst beurteilt werden (können). Ein Forschungsprozess, der am menschlichen Umgang mit der Lebenswelt ansetzt, kann und muss letzten Ende nur in genau diesen konkreten Bezügen beurteilt werden, bzw. sich dort bewähren können. Dafür ist es entscheidend, dass die Ergebnisse so aufbereitet sind, dass sie in eben jenen Bezügen auch tatsächlich verstanden werden. Das ist der Grund, weswegen in den Abschnitten 4.1, 5.1, 6.1 eine weitestgehend theoriefreie, an den konkreten Begrifflichkeiten der Interviewpartner:innen

99 In diesem Sinne wird mit dem hier etablierten Konsistenzbegriff nicht an die eine Dauerhaftigkeit suggerierende Wurzel (von *consisto* i.S.v. stillstehen, stehen bleiben), sondern an die relationale Wurzel des Begriffes (von *consisto* i.S.v. zusammentreten, auf etwas gegründet sein, auf etwas beruhen, betreffen; bzw. mittellateinisch *consistentia* = Zusammenhang) angeknüpft. In Frage steht gerade *nicht* die innere Konsistenz eines in sich geschlossenen Systems, sondern eine konsistente Beziehung zwischen Interpretationen ersten und zweiten Grades.

selbst orientierte Sprache gewählt wurde. Diese Entscheidung ist kein Ausdruck von Unterkomplexität, sondern soll zumindest dem Anspruch nach die Möglichkeit aufwerfen, dass die betroffenen Akteure sich selbst ein Urteil über die Ergebnisse meiner Forschung bilden können.

Neben der Konsistenz oder Validität der Interpretationen zweiten Grades ist weiterhin deren *Reliabilität* im Sinne einer methodisch kontrollierten Reproduzierbarkeit der Ergebnisse bei wiederholten Erhebungen als zweites wichtiges Kriterium zu nennen. Eine *Generalisierbarkeit* der gewonnenen Ergebnisse auf eine die empirische Grundlage übersteigende Population ist prinzipiell möglich, wenn entsprechende Verfahren, insbesondere des Samplings, eingehalten werden. Prinzipiell mahnt rekonstruktive Forschung in scharfer Abgrenzung vom quantitativen Kriterium der Repräsentativität jedoch an, dass generalisierende Aussagen mit Vorsicht zu genießen sind, und nicht dazu führen dürfen, dass die gelebten Sinnstiftungen realer Akteure durch Ontologisierungen jedweder Art überformt und damit – zumindest in der wissenschaftlichen Deutung – ersetzt werden (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2021, Kap. 2.4, 6).

Wie nun aber kann der in Abschnitt 3.1 formulierten Forschungsfrage im Rahmen einer solchen praxeologischen Institutionenforschung nachgegangen werden?

### 3.2.2 Typenbildung

Wenngleich sich das hier vorgeschlagene Forschungsprogramm prinzipiell auch mit möglichen oder marginalisierten Institutionen und Institutionalisierungen beschäftigen könnte, so beschränkt sich das Erkenntnisinteresse des vorliegenden Beispiels auf typische und dominante Institutionen und Institutionalisierungen.<sup>100</sup> Als etabliertes Instrumentarium zu deren Rekonstruktion liegen u.a. vielfältige Techniken der Typenbildung bereit. Das von Max Weber (1922) und von Schütz (1932)<sup>101</sup> geprägte Konzept der Idealtypen ist eine prominente Leitkategorie solcher Verfahren. Sie wurde von Forschungsprogrammen wie u.a. dem der praxeologischen Wissenssoziologie (Bohnsack 2017) in Verfahren der Bildung von *Real- oder Praxistypen* weiter-

100 Die Folgen dieser methodischen Eingrenzung auf die Methodenwahl und die damit analysierbaren Praxisformen wird im übernächsten Unterabschnitt thematisiert.

101 Vgl. Zum Typenbegriff in der phänomenologischen Tradition: „In The Crisis Husserl also called such special worlds the regions of the life-world, the order of which can found a ‚regional ontology of the life-world‘ (§51). Apart from professions, this order can be constituted by various kinds of purposes, kinds of people, aspects of life, styles of discourses, etc. In all cases, the order can be described by means of particular types or styles of meaning – the so-called ‚modes of givenness‘ (Gegebenheitsweise). These modes predetermine all that could possibly be meaningful in them, and in this way represent the relative closure of a special world. Only then can the special world amount to an epistemic apriori in the sense hermeneutists cultivated it. In human practices, so goes one of the hermeneutists’ tenets, things are not given as such but in a particular mode: they are given as something. It is precisely this ‚as‘ that constitutes the hermeneutic order of meaning: the so-called nexus of meaning (Bedeutungszusammenhang). Characteristic for the hermeneutic notion of the life-world is a basic structure described in terms of regions that are constituted by different types of meaning“ (Düppe 2009, 35).

entwickelt (vgl. Nentwig-Gesemann 2013, 297 ff.) und werden für gewöhnlich mit solchen Verfahren kombiniert, mit deren Hilfe typische Interpretationsprozesse eines konkreten sozialen Kontextes (das Studium der Wirtschaftswissenschaften, eine Nation, ein Konzern-Vorstand) nachvollzogen, und in Schritten zunehmender Abstraktion expliziert werden können. Die dabei rekonstruierten Typen erhalten ihre Geltung entsprechend nur durch den kontinuierlichen Rückbezug auf eine empirische Grundlage. Ihre zunehmende Abstrahierung oder Generalisierung darf diese Grundlage niemals konterkarieren oder überformen. Genau darin besteht die Abgrenzung rekonstruktiver Ansätze von hypothesentestenden Verfahren (vgl. Bohnsack 1999, Kap. 2).

Damit ist zugleich gesagt, dass (typische) Institutionen und Institutionalisierungen zumindest in Teilen nicht von sich aus evident expliziert vorliegen, sondern tatsächlich einer rekonstruktiven Auseinandersetzung bedürfen, um sie verfügbar zu machen.<sup>102</sup> Entsprechend ist etwa die Forschung von Schütz angelegt:

„Die sozialwissenschaftlichen Konstruktionen sind somit solche ‚zweiten Grades: es sind Konstruktionen jener Konstruktionen, die im Sozialfeld von den Handelnden gebildet werden‘ (Schütz 1971: 7). Und ebendieser *re*-konstruktive Charakter unterscheidet sie von den Konstruktionen im Bereich der Naturwissenschaften. Für Schütz besteht die zentrale Aufgabe der sozialwissenschaftlichen Interpret:innen also in der *Rekonstruktion* der Typenkonstruktionen ersten Grades.“ (Bohnsack, Hoffmann, und Nentwig-Gesemann 2018, 13)

Aus diesem Grund ist praxeologische Institutionenforschung niemals nur reproduzierende, sondern immer auch kreative Forschung. Sie schafft Sprach- und Bildangebote für etwas, das bislang nicht explizit gefasst wurde. Um es auf einen methodischen Terminus zu bringen: Sie bedient sich der Methode der Abduktion und schafft Interpretationsangebote für die einem bestimmten Phänomenbereich inhärenten Sinnstiftungsprozesse. Diese Interpretationsangebote sind Ausdruck eines genuinen Erkenntnisinteresses und damit einer wissenschaftlichen Haltung: Die Abduktion ist „keine Methode, aufgrund welcher genau angebbare Schritte jeder zu einem bestimmten Ergebnis kommt, sondern eine Einstellung, eine *Haltung*, tatsächlich etwas *lernen* zu wollen und nicht Gelerntes anzuwenden“ (Reichert 1993, 273 ff.).<sup>103</sup>

Im Institutionalismus, wie auch im weiteren Feld der Sozioökonomie, sind rekonstruktive Verfahren im Allgemeinen (Lenger und Kruse 2017) und Typenbildungen im Besonderen ein erprobtes Mittel mit einer langen Tradition (Blosser 2020; Thieme 2015; Kurrild-Klitgaard 2001; J. Finch 1997; Schefold 1994) und entsprechend viel-

102 Das gilt nicht nur für den naheliegenden Fall von Institutionen, die im Modus spontaner oder gewöhnlicher Praktiken realisiert werden, sondern auch für jene reflexiver oder imaginativer Praxis. Will man Institutionen nicht nur als vereinzelte Momente, sondern Muster begreifen, die mithin ihrerseits auf Grundlage generativer Muster verwirklicht werden, ist ein Verstehenswissen, ein Wissen zweiter Ordnung vonnöten (das seinerseits wieder relativiert bzw. kontextualisiert werden kann).

103 Abduktive Methodologie geht auf den US-amerikanischen Pragmatisten Charles S. Peirce zurück. Vgl. zur Bedeutung der Abduktion als konstitutives Moment in institutionenökonomischer Methodologie Mirowski (1987, 1012), sowie in weiteren ökonomischen Theorieströmungen Mabsout (2015).

fältigen Anwendungsbeispielen und Varianten (vgl. u.a. Storper und Salais 1997; Hall und Soskice 2001; Rosser und Rosser 2004; Ostrom 2005; Fuller 2013, 126; Helfrich, Bollier, und Heinrich-Böll-Stiftung 2015; Fainshmidt u. a. 2018; Gruber 2020; Bruno und Estrin 2021). Die konsequente Realisierung einer Institutionenforschung in und aus gelebten Praktiken heraus, bleibt jedoch eine bislang nicht eingelöste methodische Herausforderung:

„The conceptual apparatus referred to generally as agency-structure or agency-institution is central to a great deal of social science, not least Institutional Economics. Despite its centrality, this apparatus has never been able to fully explain how institutions and social structures influence agents, encouraging advocates (including myself) to take refuge in deliberately vague phrases like ‚institutions and structures condition, govern, influence, or shape agency‘.“ (Fleetwood 2008a, 183)

Gelingt es den Wirtschaftswissenschaften, diese Herausforderung zu meistern, so steht ein Verständnis der Gestalt und Genese von Institutionen in Aussicht, das nicht vom Himmel fällt, sondern aus den gelebten Praktiken konkreter Akteure rekonstruiert wurde. Ein solches Wissen ließe sich in transformativer Absicht auch für politische Gestaltungsprozesse ins Feld zurückspielen. Die gute Nachricht ist, dass Ökonomen:innen dafür das methodische Rad nicht neu erfinden müssen, sondern auf Entwicklungen in Nachbardisziplinen zurückgreifen können, die (zumindest in Teilen) den Versuchungen eines Verlusts der Lebenswelt im Laufe des 20. Jahrhunderts widerstehen konnten. Gemeint ist das breite Feld der empirischen Sozialforschung, wie es insbesondere in der Soziologie, der Ethnologie, den Bildungswissenschaften und der Psychologie (weiter-)entwickelt und im vorangegangenen Abschnitt angeschnitten wurde. Eine solche Wiederannäherung an andere Sozialwissenschaften würde mithin wieder zusammenführen, was ohnehin einen gemeinsamen Ursprung aufweist (vgl. Vallet und Pressman 2020), und was unter der Losung der Interdisziplinarität wieder vermehrten Zuspruch gewonnen hat, auch in den Wirtschaftswissenschaften (vgl. Ötsch und Panther 2002; Klebaner und Montalban 2020; Engartner u. a. 2018; Swedberg u. a. 2020; Cruz-e-Silva und Cavalieri 2021).

Abschließend sei in kritischer Abgrenzung von den gegenüber der deutschen historischen Schule formulierten Vorwürfen angemerkt, dass sich eine praxeologische Institutionenforschung nicht im reinen ‚Datensammeln‘ verliert. Ihr Anspruch ist es, empirisch gehaltvolle Theorien ökonomischer Institutionen und deren Wandel vorzulegen, ohne aber diese Theorien zu raum- und zeitlosen Wahrheiten zu hypostasieren. In einem zunehmend abstrahierenden Modus der praxeologischen Typenbildung, beispielsweise, markiert die Stufe der Theoriebildung den letzten Schritt. In der vorliegenden Arbeit wurden dazu Anschlüsse an die ökonomische Theoriegeschichte des 19., 20. und 21. Jahrhunderts vorgenommen und für die empirischen Ergebnisse adaptiert.<sup>104</sup> Theorien haben in diesem Rahmen eine dienende Funktion, als dass sie Sprachangebote für das Typische einer konkreten sozialen Realität darstellen:

104 Dafür wurden sie in der Darstellung (etwa der Auswahl von entsprechenden Zitaten) von ihren ontologisierenden Anwendungen weitestgehend befreit. Die Theorien von Hayek und Marx etwa werden nicht als allgemeingültige, sondern als den spezifischen Typus in seinen wesentlichen Merkmalen erhellende Theorieangebote gelesen und präsentiert.

„Theories, phenomenologically speaking, are re-presentations of the world not in that they depict it, but by means of being *presentations*, that is, expressions of the lived world that gives rise to an epistemic problem in the first place. Theories ‚tell‘ from the world in which they are made.“ (Düppe 2009, 31)

Theorien folgen in diesem Sinne dem griechischen Wortstamm der *theoria* als *Betrachtung*. Eine betrachtende, anschauliche (vgl. Schefold 2004) Theorie ist trotz ihres distanzierten Blicks gebunden auf eine konkrete Erfahrung, auf bestimmte Fälle (vgl. Hodgson 2003, 173). Theorie im Sinne einer abstrakten, dezidiert weltabgewandten Spekulation oder geistigen Kontemplation ist gerade das, was eine praxeologische Institutionenforschung zu vermeiden versucht (vgl. dazu W. A. Jackson 2009, 162). Aufgrund ihrer empirischen Erdung kommt eine Theoriebildung in diesem Sinne gar nicht umhin, plural auszufallen, wenigstens dann, wenn die untersuchten Phänomene ihrerseits eine Pluralität ausweisen. Eine wirkmächtige Tradition, die ein solches Theorieverständnis eingelöst und operationalisiert hat, kann in der ‚grounded theory‘ (vgl. Glaser und Strauss 2010) ausgemacht werden (zu Deutsch: ‚gegenstandsbezogene Theorie‘ (Glaser und Strauss 1979)). Ihre Potenziale für die Wirtschaftswissenschaften wurden zwar bereits ausgeleuchtet (vgl. F. Lee 2005; 2016; J. H. Finch 2002), genutzt wurden sie bislang jedoch nur in sehr begrenztem Umfang.

Wie auch der Methodenpluralismus unter dem Leitstern der epistemischen Gerechtigkeit eine Einschränkung mit Bezug auf den je in Frage stehenden Gegenstand erfährt, so verlangt eine gegenstandsorientiertes Herangehen auch eine Einschränkung des Theorienpluralismus. Sie gründet in einer prinzipiellen Skepsis gegenüber der Verwendung formaler Techniken und Verfahren im Schritt der Theoriebildung. Diese Skepsis basiert auf zwei Argumenten:

- Ein formaler Typ von Theoriebildung hat *prinzipiell* und unweigerlich mit dem Problem zu kämpfen, dass er *in actu* darauf angewiesen ist, von lebensweltlichen Zusammenhängen abstrahieren zu *müssen*, um ein sinnvolles Modell zu erzeugen. Selbstverständlich kann eine formale Theorie des Sozialen empirisch untermauert oder ‚getestet‘ werden. Seine Geltung verdankt ein solches Modell aber letztlich keiner Beziehung zu einem lebensweltlichen Phänomen, sondern den Regeln und Gesetzen eines formalen Relevanzsystems (vgl. Unger 2007b, 97 ff.). Die Möglichkeiten formaler Theorien werden um den Preis der Zeit, oder – in der Terminologie der vorliegenden Arbeit – der Lebenswelt, erkaufte (vgl. Hua VI, § 9).<sup>105</sup> Der ‚Sinn‘ eines formalen Modells wird gleichursprünglich mit dem Verlust der Lebenswelt generiert. Selbstverständlich können *ex ante* (‚empirische Unterfütterung‘) oder *ex post* (‚Testen‘ oder ‚verbale Plausibilisierung‘) wieder Bezüge zu lebensweltlichen Phänomenen hergestellt werden. Das formale Modell gewinnt seine Legitimität *als formales Modell* aber nicht aus diesen Beziehungen, sondern aus seinen

105 Die Entwicklung und Erstarkung dieses Relevanzsystems kann seinerseits als historischer Prozess in den lebensweltlich situierten Praktiken der Geldverwendung nachvollzogen werden (vgl. Graupe 2016c; Brodbeck 2012).

selbst-referentiellen, formalen Beziehungen (vgl. dazu die zwei unterschiedlichen Lesarten des Konsistenzbegriffes in Fußnote 99). Es ist somit m.E. nicht möglich, eine gegenstandsadäquate formale Theorie sozialer Prozesse zu formulieren, weil diese Prozesse stets in einer nicht-hintergehbaren Bezogenheit auf die Lebenswelt erfolgen, von denen formale Methoden abstrahieren müssen, um Sinn zu ergeben.

- Das zweite Argument gegen formale Formen der Theoriebildung nimmt ihre suggestiven Wirkungen in den Blick. Formale Ausdrücke und Formulierungen leisten dem Eindruck Vorschub, dass die Geltung des modellierten Zusammenhangs jenseits seines intendierten Geltungsbereiches, wahlweise auch jenseits des zugrundeliegenden empirischen Zusammenhangs, vorliegt. Diese Wirkung hat, wie wir eben sahen, einen systematischen Ursprung. Sie hat zur Folge, dass ein Blick für die prinzipielle Offenheit sozialer Prozesse verloren gehen kann.<sup>106</sup> Eine solche Offenheit liegt in der unverbrüchlichen agency, bzw. Unbestimmtheit (vgl. Unterabschnitte 2.2.6 & 2.2.7) der Akteure begründet, die ‚Wirtschaft‘ in sozialen Praktiken hervorbringen. Und genau diese agency wird durch die formale Suggestion konterkariert, dass die Akteure immer schon so handeln *mussten*, wie in den modellierten Zusammenhängen angelegt – selbst dann, wenn das Modell streng empirisch entwickelt wurde.<sup>107</sup>

---

106 Diese suggestiven Wirkungen formaler Methoden sind dabei keine Nebensächlichkeit, sondern haben, folgt man Husserl, im historischen Prozess der Herausbildung moderner Wissenschaftlichkeit konstitutive Bedeutung: „Das Ideenkleid ‚Mathematik und mathematische Naturwissenschaft‘, oder dafür das Kleid der Symbole, der symbolisch-mathematischen Theorien, befaßt alles, was wie den Wissenschaftlern so den Gebildeten als die ‚objektiv wirkliche und wahre‘ Natur die Lebenswelt vertritt, sie verkleidet. Das Ideenkleid macht es, daß wir für wahres Sein nehmen, was eine Methode ist — dazu da, um die innerhalb des lebensweltlich wirklich Erfahrenen und Erfahrbaren ursprünglich allein möglichen rohen Voraussichten durch ‚wissenschaftliche‘ im Progressus in infinitum zu verbessern: die Ideenverkleidung macht es, daß der eigentliche Sinn der Methode, der Formeln, der ‚Theorien‘ unverständlich blieb und bei der naiven Entstehung der Methode niemals verstanden wurde“ (Hua VI, 52). Die Ökonomik kann als Paradebeispiel einer Wissenschaft gelten, die dem Nimbus dieser Suggestion sowohl ihre Wirkmächtigkeit, zugleich aber auch eine latente Sinnlosigkeit, bzw. Orientierungslosigkeit mit Blick auf ihre eigene Bezogenheit auf und in der Lebenswelt verdankt. Wie auch Akteure ‚da draußen‘, können sich aber auch Wirtschaftswissenschaftler:innen dieser Tradition widersetzen und neue Bezüge zu realen ökonomischen Phänomenen aufbauen (lernen).

107 Tatsächlich bieten gewöhnliche Praktiken noch die größten Möglichkeiten zu einer formalisierenden Interpretation („Whatever we can repeat we express in a formula and then embody in a machine“ (Unger 2007b, 42)). Sie zu formalisieren, unterminiert aber die Möglichkeit, das Geschehen als Manifestation anderer Praxisformen zu interpretieren. Es unterschlägt zugleich die Potentialitäten gewöhnlicher Praxis selbst. Auch wenn sie quasi-automatisch *wirken*, entbehren sie als menschliche Praktiken einer formalen Notwendigkeit.



Formale Theorien suggerieren ein Maß an vermeintlicher Unveränderlichkeit sozialer Prozesse, das mit starken agency-Konzepten m.E. unvereinbar ist. Sie leisten einem Vergessen der im Kern nicht-formalisierbaren Offenheit menschlicher und also sozialer und also ökonomischer Praxis Vorschub, was die Handlungsspielräume durch die vielfachen Auswirkungen von Wissenschaft auf Gesellschaft beschneidet oder sogar zerstört. Auch sprach- oder bildbasierte Techniken haben ihrerseits mit dieser Problematik zu kämpfen. Um Interpretationen zweiten Grades zu generieren, sind sie darauf angewiesen, eine Auswahl von Wörtern oder Bildern zu treffen, die diesem Zusammenhang gerecht werden können. Diese Auswahl und ihre Darstellung kann im schlimmsten Fall so erfolgen, dass sie – ähnlich den formalen Methoden – einen zeitlosen Zusammenhang oder gar eine Gesetzmäßigkeit suggerieren. Die Gefahren sind aber weitaus geringer, weil die Möglichkeit zum Widerspruch unmittelbar und einer viel größeren Zahl von Menschen gegeben ist, als bei formal geführten Argumenten. Mithilfe letzterer lässt sich keine starke agency begründen, weil sie *in actu* das wesentliche, nicht-formalisierbare Charakteristikum einer solchen agency verfehlen *müssen*. Das zweite Argument adressiert jedoch nicht die prinzipielle Unmöglichkeit einer gegenstandsadäquaten formalen Theorie des Ökonomischen, sondern ihre Legitimität am Horizont ihrer potenziellen Wirkungen auf soziale Wirklichkeit. Das Problem ist hier kein systematisches, sondern ein (forschungs-)ethisches.

Vor dem Hintergrund dieser beider Argumente stehe ich – entgegen den Möglichkeiten in frühen und unmittelbaren Interpretationsstufen – sowohl rein formalen, wie auch hybriden oder gemischten Formen der Theoriebildung skeptisch gegenüber. Es ist eine Sache, soziale Phänomene zählbar zu machen, zu zählen und mithilfe quantitativer Verfahren zu analysieren (vgl. Glaser 2008) – eine andere ist es, formale Zusammenhänge zu einer Theorie des Sozialen (oder Ökonomischen) zu hypostasieren.<sup>108</sup>

### 3.2.3 Subjektivierungsforschung

Die Herausbildung eines Selbstverhältnisses kann in der Aushandlung zwischen Individualität und Sozialität einerseits und im Modus einer mehr oder weniger reflexiven Praxis andererseits als Institutionalisierungsprozess im eben genannten Sinne beschrieben werden. Sprachlich, bildlich, materiell, oder performativ verfasste Institutionen des Selbstseins, bzw. -werdens werden in diesen Prozessen reproduziert, angepasst oder neu entworfen. Weiter oben wurde der Begriff der Subjektivierung bereits für eben jene Prozesse der Herausbildung eines institutionalisierten Selbstverhältnisses eingeführt und mithin klargestellt, dass Subjektivierungen nicht nur einen

---

108 Diese Unterscheidung markiert diejenige zwischen *epistemata* und *onta*. Während Mathematik *als Methode* diesen Unterschied betont, weil sie *eine* Möglichkeit der Interpretation der Lebenswelt darstellt, schleift sie ihn, wenn sie *als abstrakte Theorie* mit der Lebenswelt *verwechselt* wird.

Teilbereich möglicher Institutionalisierungsprozesse bilden, sondern *de facto* jeder Institutionalisierungsprozess, d.h. *jede* realisierte menschliche Bezugnahme auf die Lebenswelt, immer auch eine Subjektivierungsseite kennt. Dies gilt, wie für jeden sozialen Prozess, auch für ökonomische Prozesse (vgl. Davis 2003, 11). Da Institutionalisierungen immer durch die sinnstiftende Tätigkeit konkreter Akteure hindurch verlaufen, ‚haften‘ sie gewissermaßen an jenen Akteuren an. Die Realisierung von Weltverhältnissen geht mit der Realisierung bestimmter Selbstverhältnisse einher. Damit ist die Herausbildung eines Selbstverhältnisses genuiner Bestandteil einer praxeologischen Institutionenforschung; sie ist immer auch Subjektivierungs- bzw. Selbstgestaltungsforschung.<sup>109</sup>

Insbesondere in der Soziologie und den Bildungswissenschaften hat sich mittlerweile ein umfangreicher Korpus von Subjektivierungsforschungen herausgebildet. In Anlehnung an die Arbeiten von Michel Foucault (vgl. 1987; 2016) und Judith Butler (vgl. 1997) nimmt dieses Forschungsprogramm die normalisierten Diskurse der Subjektwerdung in (post-)modernen Gesellschaften in den Blick und arbeitet das Subjektsein dabei immer auch als ein gesellschaftliches Machtverhältnis heraus (vgl. Rose 1998; Bröckling 2007; Reckwitz 1999, 41). Dabei werden zumeist Idealtypen von Selbstverhältnissen oder Subjekttypen erarbeitet, wie etwa das unternehmerische Selbst (vgl. Bröckling 2007), das erschöpfte Selbst (vgl. Ehrenberg 2015), das authentische Selbst (vgl. Geimer 2014) oder der abstrakte Mensch (vgl. Prodoehl 2017). Ihnen ist es zu eigen, dass sie dominante oder zumindest weit verbreitete Typen von Selbstverhältnissen innerhalb bestimmter kultureller, bzw. sozialer Milieus umschreiben und entsprechende Theorieangebote liefern. Dabei liegt das Hauptaugenmerk in der frühen Subjektivierungsforschung auf den diskursiv virulenten Subjektivierungsangeboten. So widmete sich insbesondere Foucault den spezifischen gesellschaftlichen Wissensformen und deren Entstehungsgeschichte, die es möglich machen, sich als (dieses oder jenes) Subjekt zu verstehen (vgl. Foucault 1983; 2006; 2009).

In Fortsetzung, zugleich aber auch kritischer Abgrenzung von diesem Forschungsstrang, hat sich im Laufe der 2010er Jahre eine nunmehr *empirische Subjektivierungsforschung* herausgebildet (vgl. Keller, Schneider, und Vichöver 2012; Keller 2012; Bosančić 2016a; 2016b; Traue, Pfahl, und Globisch 2017; Geimer, Amling, und Bosančić 2018; Geimer und Amling 2019; Bosančić 2019). Ihre Fürsprecher:innen skizzieren das zentrale Anliegen dieses Forschungsstrangs wie folgt:

„Ulrich Bröckling [fand] die Formulierung, er interessiere sich dafür, wie der Strom beschaffen ist, in dem die Menschen schwimmen, und nicht so sehr *wie* sie in diesem Strom schwimmen. Für Letzteres interessieren wir uns allerdings, weshalb wir mit der *empirischen Subjektivierungsforschung* vorschlagen, folgenden Fragen nachzugehen: Wie bewegen sich die Subjekte in diesem Strom, schwimmen sie zusammen oder allein, wie weit entfernt voneinander

109 Die in Unterabschnitt 2.2.5 eingeführte Möglichkeit der Schaffung neuer Selbstbezüge soll hier immer mitgedacht werden, wenn von Subjektivierungsforschung die Rede ist. Sie beschränkt sich nicht alleine auf die Reproduktion bestehender Selbstverhältnisse, sondern auch auf die Veränderung oder Schaffung neuer Selbstverhältnisse. Die Einschränkung auf den Begriff der Subjektivierung dient schlichtweg der besseren Lesbarkeit.

schwimmen sie, und wo im Flussbett befinden sie sich? Wir hoffen auf diese Weise auch der Gefahr einer subjektlosen Subjektivierungsforschung zu entgehen [...]

Der Begriff der Subjektivierung, wie wir ihn verstehen, beschreibt dabei immer Normen des Subjektseins einerseits und den Prozess der Subjektwerdung andererseits. [...] Dabei wird die Frage gestellt, welche Ressourcen wie und von wem mobilisiert werden können, um widerständig, kreativ oder affirmativ auf solche Erwartungen zu reagieren und inwiefern biographische, sozialstrukturelle oder situative Kontexte subjektive Aneignungsweisen und Auseinandersetzungen ermöglichen oder einschränken. Welche gesellschaftlichen Formationen werden durch Subjektivierungsweisen gestützt und geschwächt?“ (Traue, Pfahl, und Globisch 2017, 3)

Im Bild der Fluss-Metapher deuten Traue et al. an, dass sich eine empirische Subjektivierungsforschung nicht mehr nur den gesellschaftlich dominanten Subjektivierungsangeboten widmet und stillschweigend davon ausgeht, dass die sich darin bewegenden Subjekte durch den Strom quasi-automatisch mitgerissen werden. Ihr Anliegen ist es, sich den konkreten Aneignungsprozessen von Subjektivierungsangeboten zu nähern, um damit letztlich – so darf vermutet werden – ein realistischeres Bild der Prozesse zu erhalten, die das Subjektsein in (post-)modernen Gesellschaften ausmachen. Damit eröffnen sie zugleich ein besseres Verständnis der institutionellen Gefüge, die durch Akteure mehr oder weniger kreativ (re-)produziert werden. Mit der empirischen Subjektivierungsforschung ist nicht nur eine Akteursorientierung, sondern zugleich eine stärkere Hinwendung zur Praxis angezeigt – in Abgrenzung zu einer eher diskursiven und latent akteurslosen Subjektivierungsforschung des ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts (vgl. Geimer und Amling 2019, 24).

Damit stellt die empirische Subjektivierungsforschung für das Anliegen einer praxeologischen Institutionenforschung einen Strang bereit, der einer Hervorbringung gesellschaftlicher Institutionen der Selbstinterpretation in den gelebten Praktiken konkreter Akteure nachzugehen erlaubt. Dieses Potential kann für die Erforschung ökonomischer Institutionen im weiteren Sinne und für die Institutionen ökonomischer Selbstsinnstiftungen im engeren Sinne, dabei insbesondere deren Genese, genutzt werden. Anschlüsse im Bereich der Ökonomik sind hier neben der in Abschnitt 2.2 eingeführten Tradition etwa an die Pionierarbeiten von John B. Davis (vgl. 2003, Teil II; 2006; 2011, Kap. 8–10; 2014; Davis und Marin 2009) und Amartya Sen (vgl. 1985; 1999; 2007) denkbar, die ihrerseits auf das Konzept der sozialen Identitäten aufbauen (vgl. Tajfel 1974). Tatsächlich erfährt das, was man eine spezifisch wirtschaftswissenschaftliche Subjektivierungsforschung nennen könnte, in den letzten Jahren vermehrte Aufmerksamkeit (vgl. Davis 2019; 2021; Hartwell 2021; Grishutina und Kostenko 2021; Healy, Özselçuk, und Madra 2020; Mutari 2018; Ballet u. a. 2018; Prodoehl 2017; Habermann 2008; Sen 2007; 1999). Dabei scheint wichtig, den von Traue et al. angedeuteten Aspekt der *Kreation* neuer Selbst- und Weltverhältnisse nicht zu vernachlässigen. Eine praxeologische Institutionenforschung muss nicht notwendigerweise an der Erforschung des institutionellen Settings ansetzen, in das sich Akteure wiederfinden, sondern sollte vielmehr auch Wege eröffnen, bei der gelebten Hervorbringung, also Institutionalisierungen anzusetzen. Gerade diese genetische Analyseeinstellung erlaubt es, auch das kreative Potential gelebter Praxis in den methodischen Blick zu bekommen. Aus eben diesem Grund wurde in der vorliegenden Arbeit darauf verzichtet, ein Kapitel dominanter Institutionen im Feld ökonomischer Hochschulbildung (auf den verschiedenen Praxis-

Ebenen) gewissermaßen als Hintergrundfolie einzuführen, um sich *danach* den Aushandlungsprozessen von Studierenden zuzuwenden. Ein solches Forschungsdesign würde implizit unterstellen, dass die entsprechenden Subjektivierungsangebote als solche tatsächlich auch von den befragten Akteuren selbst wahrgenommen werden. Konsequenter erscheint es vielmehr, in der Rekonstruktion studentischer Selbstverhältnisse die aus *ihrer Sicht* dominanten Subjektivierungsangebote zu identifizieren.<sup>110</sup> Tatsächlich liegen mit Bezug auf den hier interessierenden Forschungsgegenstand von Subjektivierungen im Feld der wirtschaftswissenschaftlichen Ausbildungsprogramme bereits erste praxeologische Arbeiten vor (vgl. Lenger 2016; 2018b; Winzler 2019a; Wilson und Dixon 2009).<sup>111</sup> In einer interdisziplinären Perspektive lassen sich diese Arbeiten als Beiträge zu einem mittlerweile stark aus der Bildungssoziologie hervorgebrachten, im weitesten Sinne subjektivierungsanalytischen, Diskurs zeitgenössischer Bildungspraktiken verstehen (vgl. Wrana 2005; Quantz, O'Connor, und Magolda 2011; Draheim 2012; Alkemeyer, Budde, und Freist 2013; Green, Skukauskaite, und Castanheira 2013; Hamann 2017; Hild 2019; Klerides und Carney 2021). Zu diesem Diskurs trägt auch die vorliegende Arbeit mit einer dezidiert wirtschaftswissenschaftlichen Subjektivierungsforschung, verstanden als praxeologische Institutionenforschung, bei.

- 110 Dass die Subjektivierungsangebote, die aufgrund einer diskursiv ausgerichteten Subjektivierungsforschung (bspw. einer Lehrmittelforschung) in einem bestimmten Kontext vermutet werden dürfen, sich mitunter drastisch von den wahrgenommenen und realisierten Subjektivierungsanforderungen und -praktiken gelebter Akteure unterscheiden, unterstreicht unsere vorangegangene Studie (vgl. Bäuerle, Pühringer, und Ötsch 2020, Kap. 4). Gelingt es einer Institutionenforschung nicht, sich konsequent an den gelebten Praktiken und Relevanzsetzungen von Akteuren auszurichten, läuft sie Gefahr, am Gegenstand vorbei zu forschen.

Im Hinblick auf die im Erfahrungsraum ‚VWL-Studium‘ virulenten Subjektivierungsangebote liegen bislang nur wenige Arbeiten vor (vgl. Bäuerle 2019b; Zuidhof 2014; Raible und Williams-Middleton 2021; Augello und Guidi 2014; Maeße 2018). Fasst man den Subjektivierungsbegriff weiter, so sind weitere Arbeiten anzuführen, die sich dem in einschlägiger Lehrbuchliteratur des Faches transportierten Selbstverständnisses von Ökonom:innen widmen (vgl. Klamer 1990; Pahl 2011; Graupe 2012; 2013; 2015; 2017; Bäuerle 2017; Steffestun und Graupe 2020).

Bzgl. des studentischen Umgangs mit diesen Angeboten fällt zunächst ein vornehmlich methodisch-quantitativer Fokus der betreffenden Literatur ins Auge (vgl. Kapitel 2). Da deren Relevanzsetzungen zumeist theorie- oder methoden-, nicht aber akteurszentriert sind, ist ihr Erklärungswert für die tatsächlichen Aushandlungsprozesse in der gelebten pädagogischen Wirklichkeit als gering einzuschätzen. Nur wenige Arbeiten nähern sich dem Phänomen mit einem rekonstruktiven Zugang (vgl. Richardson 2004; Winzler 2019a; Bäuerle, Pühringer, und Ötsch 2020).

- 111 Die wichtige Grundlagenarbeiten von David Colander und Arjo Klamer (1987; fortgesetzt von Colander 2007; 2009) sowie jene von Paul Richardson (2004) bieten wichtige Einblicke in die Selbsteinschätzungen und -positionierungen von Studierenden, können aber aufgrund des methodologischen Designs der Erhebung lediglich auf reflexive Praktiken zugreifen. Damit bleibt ein Verständnis der *performativen Herstellungsprozesse* von Subjektivität leider verwehrt.

Mit diesen Vorbemerkungen sind wir nun in der Lage, die konkrete Operationalisierung der hier realisierten Institutionalisierungs-, bzw. Subjektivierungsforschung einzuführen.

### 3.2.4 Dokumentarische Subjektivierungsforschung

Die methodischen Möglichkeiten, eine empirische Subjektivierungsanalyse anzugehen, sind indes vielfältig: Alleine im deutschsprachigen Forschungskontext kommen neben diskursanalytischen Instrumentarien (vgl. Nonhoff und Angermüller 2014), biographischen Fallrekonstruktionen (vgl. Rosenthal 2015, Kap. 6) auch Positionierungsanalysen (vgl. Abbenhardt 2018, Kap. 5) und qualitative Inhaltsanalysen (vgl. Mayring 2015) zum Einsatz – nicht selten in Kombination mit ethnographischen Verfahren und Interview-gestützten Erhebungstechniken (vgl. als näherungsweisen Überblick die Anwendungsbeispiele in Geimer, Amling, und Bosančić 2018, Kap. II). Ein weiterer vielversprechender Ansatz, der das Anliegen einer empirischen Subjektivierungsanalyse im obigen Sinne methodisch umzusetzen verspricht, ist in der *dokumentarischen Subjektivierungsforschung* zu sehen (vgl. Geimer 2018, Geimer 2017, Amling und Geimer 2016, Geimer 2012). Ihr Anliegen ist es, die seit über 30 Jahren bestehende und in einer Vielzahl empirischer Forschungsarbeiten erprobte Dokumentarische Methode (vgl. Bohnsack, Nentwig-Gesemann, und Nohl 2013; Przyborski 2016) für das Anliegen einer empirischen Subjektivierungsforschung fruchtbar zu machen. Die Dokumentarische Methode wurde maßgeblich von Ralf Bohnsack entwickelt und lässt sich als prominentestes methodisches Angebot seiner praxeologischen Wissenssoziologie (vgl. Bohnsack 2017) verstehen. Für das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit stellt die Dokumentarische Methode mit ihrem dezidiert praxeologischen Hintergrund ein besonders passfähiges methodisches Angebot dar. So legt sie, mehr noch als verwandte Ansätze, ein Augenmerk auf die performativen Herstellungsprozesse von Identität, bzw. Subjektivität durch konkrete Akteure. Dies zeigt sich bspw. in der favorisierten Erhebungsform der Gruppeninterviews oder aber in einer standardmäßigen Verzahnung mit Ethnographien, die einen Zugang zu Praktiken jenseits der Diskurspraxis in der Interviewsituation legen (vgl. Abschnitt 3.3).

Auf die kultursoziologischen Arbeiten Karl Mannheims (insb. 1980) zurückgreifend, liegt das primäre Erkenntnisinteresse der Dokumentarischen Methode in der Rekonstruktion kollektiver Sinnhorizonte von Teilhaber:innen eines Erfahrungsraumes. Ein solcher *konjunktiver* Erfahrungsraum entsteht in der geteilten existentiellen Praxis von Akteur:innen, die auf Grundlage der gleichen performativen Logik handeln: „Die Konstitutionen eines konjunktiven Erfahrungsraums ist an Gemeinsamkeiten des existenziellen Hintergrundes, an gemeinsame ‚Strecken des Erlebens‘ gebunden – sei dies nun ein identisches (gruppenhaft gemeinsames) oder ein (lediglich) strukturidentisches Erleben“ (Bohnsack, Hoffmann, und Nentwig-Gesemann 2018, 29). Die Dokumentarische Methode setzt somit an den konkreten Erfahrungen von Akteur:innen an und versucht, deren implizite und soziale geteilte Wissensordnungen zu rekonstruieren (vgl. Bohnsack 1999, 64). Auf die Terminologie der vorliegenden Arbeit übertragen, ist es mit ihrer Hilfe möglich, sich in methodisch kontrollierter Weise den individuellen und kollektiven Praktiken der Sinnstiftung zu nähern und

die sich in ihnen manifestierenden „Sinnsysteme“ (Bohnsack 2017, 18) zu versprachlichen.

Dabei geht sie davon aus, dass diese Sinnsysteme zumindest teilweise nicht explizit vorliegen, die Beforschten also über kein versprachlichtes Wissen ihrer Orientierungen verfügen. Praxeologisch gewendet bedeutet dies, dass die Dokumentarische Methode neben dem kommunikativen Wissen, wie es sich in reflexiven Praktiken manifestiert, insbesondere an der gewöhnlichen Praxis von Akteuren interessiert ist und deren „Logik der Praxis“ (Bohnsack 2017, 51) dechiffrieren möchte: „Die Leitdifferenz der Dokumentarischen Methode besteht in der Unterscheidung eines impliziten, konjunktiven Wissens („Orientierungsrahmen“, vgl. Bohnsack 2006, S. 132 f.) und eines expliziten, kommunikativ-generalisierten Wissens („Orientierungsschemata“ vgl. ebd.)“ (Geimer 2014, 115; vgl. auch Bohnsack, Hoffmann, und Nentwig-Gesemann 2018, 16–17; Bohnsack 2014, 36; grundlegend 2017, Kap. 3). Der Begriff des Orientierungsrahmens stellt dabei eine Weiterentwicklung des Bourdieuschen Habitus-Konzeptes dar, welches nunmehr auch – und subjektivierungsanalytisch von großer Bedeutung – explizite normative Regeln, bzw. Institutionen<sup>112</sup> umfasst:

„Der Begriff des Orientierungsrahmens als zentraler Begriff der praxeologischen Wissenssoziologie und Dokumentarischen Methode erweitert somit den Habitusbegriff um den Aspekt, dass und wie der individuelle und kollektive Habitus sich in der Auseinandersetzung mit den normativen resp. institutionellen Anforderungen, dem gesellschaftlichen Identifiziert-Werden, d. h. den (individuellen oder kollektiven) Fremd-Identifizierungen, die im Sinne der Diskursanalyse (vgl. u. a. Keller/Schneider/Viehöfer 2008) auch als ‚Subjektcodes‘ und ‚Subjektpositionen‘ verstanden werden können, immer wieder reproduziert und konturiert.“ (vgl. Bohnsack 2014, 36)

Die Unterscheidung zweier Wissensformen wirft somit zugleich die Frage nach deren Verhältnis zueinander auf, das Bohnsack (2017, 49) als „Spannungsverhältnis“ beschreibt, von Geimer und Amling (vgl. 2019, 21) jedoch auch als potenziell andersartiges, in jedem Falle seinerseits zu untersuchendes Verhältnis gefasst wird. Um deren Verhältnis und also die impliziten Sinnstrukturen zu rekonstruieren, fokussiert die Dokumentarische Methode nicht (alleine) auf deren Inhalte, sondern auf den Prozess ihrer Produktion, also der performativen Sinnstiftung:

„Nicht das ‚Was‘ eines objektiven Sinnes, sondern das ‚daß‘ und das ‚Wie‘ wird von dominierender Wichtigkeit“ (Mannheim 1964, 134). Damit verbunden ist ein Wechsel der Analyseeinstellung von der Primordialität der *propositionalen* zur Primordialität der *performativen* Logik als Grundlage einer praxeologischen Theorie- und Typenbildung.“ (Bohnsack, Hoffmann, und Nentwig-Gesemann 2018, 14; vgl. auch Bohnsack 2013, 244)

112 Bohnsack (vgl. 2013, 247) begreift aber seinerseits die Logiken der Praxis, bzw. den Habitus, nicht als Institutionen, offenbar weil er hinter institutionalisiertem Wissen immer kommunikatives Wissen vermutet. Dieses, an Berger und Luckmann orientierte, Institutionen-Verständnis wird hier dezidiert nicht übernommen (vgl. Unterabschnitt 2.2).

Statt die ‚Daten des Sozialen‘ zu sammeln, ermöglicht praxeologische Forschung in diesem Sinne die Produktionsprozesse dieser Daten selbst in den Blick zu bekommen und im Rahmen einer praxeologischen Typenbildung mithin die generativen *Muster* zu identifizieren. Diese Perspektive wurde von Bohnsack (1999, 66) als „prozeßre-konstruktive“ und von Mannheim (1980, 85) selbst als „genetische Einstellung“ benannt (vgl. dazu Veblen 1898, 388). Im strengen Sinne ist somit nicht der kollektive Habitus, sondern die kollektive „Habitualisierung“ (Bohnsack 2017, 139–40), verstanden als „habitualisierte Praxis“ (ebd.) von Interesse.

Diese generativen oder Sinnstiftungsprozesse sind in der AnalyseEinstellung der Dokumentarischen Methode immer soziale Prozesse und also auch als soziale Wissensbestände zu untersuchen.<sup>113</sup> Was Menschen wissen und tun, d.h. wie sie ihre Lebenswelt ausdeuten, ist somit immer auch Ausdruck einer sozialen Situierung, etwa in bestimmten Milieus,<sup>114</sup> bestimmten Lebensphasen o.Ä. (vgl. Bohnsack, Hoffmann, und Nentwig-Gesemann 2018, 20). Ebenso, wie auch oben anhand des Konzeptes der ‚institutional agency‘ eingeführt (vgl. Unterabschnitt 2.2.3), sind Institutionen weder globaler oder gar metaphysischer, aber auch nicht individueller Natur. Sie sind Ausdruck kollektiver Umgangsformen mit der Lebenswelt.

Dies gilt nun in der Perspektive der dokumentarischen Subjektivierungsforschung auch für Prozesse der Selbst-Sinnstiftung. Auch diese sind kollektiver oder sozialer Natur und weisen aufgrund möglicher Schichtungen und Überlappungen von sozialen Bezügen mitunter auch widersprüchliche Züge auf. So unterstreicht Bohnsack mit Referenz auf Niklas Luhmann, dass der Selbst-Sinn als Sinn immer schon sozialer Sinn ist und sozialwissenschaftliche Analyse somit in letztem ihren Ausgangspunkt nehmen muss: „Der Sinnbegriff ist primär, also ohne Bezug auf den Subjektbegriff zu definieren, weil dieser als sinnhaft konstituierte Identität den Sinnbegriff schon voraussetzt“ (Luhmann 1971, 114; zit. nach Bohnsack 2017, 124). Schon ein einziger Fall, bzw. ein einziges Individuum kann daher das Studium einer großen Vielfalt von sozialen Erfahrungsräumen und den dort geltenden Institutionen eröffnen (vgl. Bohnsack, Hoffmann, und Nentwig-Gesemann 2018, 34–35; Adams u. a. 2020). Wenngleich Bohnsack et al. in dem Zusammenhang hervorheben, dass Individualität in der „Überlagerung unterschiedlicher Weltanschauungen [entsteht], das heißt unterschiedlicher (konjunktiver) Erfahrungsräume, als deren (einzigartige) Kombination oder Konstellation“ (Bohnsack, Hoffmann, und Nentwig-Gesemann 2018, 35), so ist dem Forschungsansatz jedoch sicher keine dezidierte Auseinandersetzung mit individuellen Potentialitäten zu attestieren. Der Fokus liegt auf der Rekonstruktion kollektiver Wissensordnungen und deren performativer Produktion, weniger auf den womöglich atypischen, disruptiven und kreativen Veränderungen oder marginalen Verschiebungen dieser Ordnungen (siehe abweichend dazu die dokumentarische Forschung von Florian von Rosenberg (vgl. 2016, 57 ff.)). Im Kontext einer dokumenta-

113 Karl Mannheim gilt als einer der Begründer der Wissenssoziologie, die er noch Denksoziologie bezeichnet hatte.

114 Der Plural ist bewusst gewählt. In Abgrenzung von Bourdieu gehen Bohnsack, aber auch Reckwitz, davon aus, dass Individuen oder Gruppen niemals nur einer, sondern mehreren Milieus angehören und soziale Dynamik gerade in der Schichtung verschiedener sozialer Strukturen, bzw. institutionellen Verhältnisse entsteht (vgl. Bohnsack, Hoffmann, und Nentwig-Gesemann 2018, 21).



rischen Subjektivierungsanalyse hat dies zur Folge, dass sie oftmals von den „normative[n] Erwartungen“ oder gar „Zwänge[n]“ (Bohnsack 2014, 39–40 vgl. auch 43) der sozialen Kontexte oder aber von der „Aneignung und Aushandlung von Subjektnormen“ (Geimer und Amling 2019, 32; vgl. auch Amling und Geimer 2016, Abs. 10) her angelegt wird. In jedem Falle steht am Anfang eine soziale Norm, mit der Akteure umgehen. Dadurch geraten mögliche Normproduktionen durch die Akteure selbst ins Hintertreffen. Während die „Prägekraft“ (Geimer und Amling 2019, 36) sozialer Institutionen in Form von Normen, Erwartungen, etc. dezidiert nicht überschätzt, sondern empirisch rekonstruiert wird, bleibt die Prägekraft, bzw. agency der Akteure selbst unterbelichtet.

Diese Unterbetonung soll durch die unten angebotene Subjektivierungsanalyse ein Stück weit konterkariert werden (vgl. Unterabschnitt 3.3.2). Gleichwohl folgt die vorliegende Arbeit dem Bohnsack'schen Diktum insofern, als dass auch ihr Erkenntnisinteresse auf *typische* Formen der Selbst-Sinnstiftung oder Subjektivierung zielt und also solche ein gewisses Maß von Standardisierung erkennen lassen. Entscheidend ist dabei zu betonen, dass auch eine individuelle Kreativität, bzw. Abgrenzung von den geltenden Institutionen eines Erfahrungsraumes einen fallübergreifenden Typus bilden kann. Eine solche individuelle Potentialität als sozialer Typus konnte im vorliegenden Sample tatsächlich als *Subjektivierung in der produktiven Differenz* rekonstruiert werden (vgl. Kapitel 6).

Die schon einem einzigen Fall liegende potenzielle Pluralität von Subjektivierungsformen wird noch einmal zusätzlich durch den Umstand gesteigert, dass sie in der von Bohnsack angestoßenen Forschung auf zwei Wissensesebenen stattfinden: „Die Selbstidealisierungen operieren *weder* ausschließlich auf der Ebene theoretischer Selbstreflexion *noch* auf der Ebene eines impliziten Orientierungswissens, sondern *auf beiden zugleich*“ (Geimer und Amling 2019, 32). Individualität entsteht in der gelebten Aushandlung mit und der Darstellung von sozialen Bezügen, mitunter auch sozialen Normen des Selbst-Seins oder -Werdens kommunikativer und konjunktiver Gestalt. So ist die dokumentarische Subjektivierungsforschung sowohl an explizierten Normen oder Angeboten des Selbst-Seins, etwa in der Form von sprachlich oder bildlich verfassten Subjektfiguren oder Identitätsnormen (vgl. Keller 2012), als auch an den impliziten Praktiken der Selbst-Werdung, der performativen Darstellung<sup>115</sup> von Subjektivität interessiert. Sie ermöglicht damit eine methodische Operationalisierung der Forderung des Institutionenökonomten Spong (2019, 10):

„to further develop the conception of individuality for institutional economics the focus needs to shift from the relationship between the self-concept of the individual and the external institutional structure (which Archer's approach clarifies) to a consideration of the internal relationship between self-concept and the institutionally acquired properties of the individual“

Das spezifische Zusammenspiel der beiden Wissens-, bzw. Praxisformen mündet in eine Art „Meta-Identität“ (Bohnsack 2017, 166), die den spezifischen Subjektivierungstypus anzeigt. Genau diese Meta-Identität ist auch Gegenstand der vorliegenden Arbeit. In Frage stehen typische und typisierbare Formen der Selbst-

115 Hier sucht das Forschungsprogramm Anschlüsse an die Interaktionsstudien Erving Goffmans (1956).

Sinnstiftung von Studierenden<sup>116</sup> der Wirtschaftswissenschaften unter Berücksichtigung sowohl des Spannungsfeldes zwischen Individualität und Sozialität, als auch des Spannungsverhältnisses zwischen verschiedenen Praxisformen (in der dokumentarischen Terminologie: Wissensformen) in eben jenen Subjektivierungsprozessen. Tatsächlich liegen im Kontext der empirischen Subjektivierungsanalyse bereits eine Vielzahl von Arbeiten vor, die in Bildungskontexten entstanden sind, und dabei stets auch die in und durch Bildungsformen vermittelten Subjektpositionen berücksichtigen (vgl. Geimer 2012; Pfahl und Traue 2013; von Rosenberg und Geimer 2014). In diesem Zusammenhang wird hier auch auf Arbeiten der kritisch-empirischen Bildungsforschung aufgebaut (vgl. Rosenberg 2011; Traue, Pfahl, und Globisch 2017).

Die Verbindung einer *kollektiv-praxeologisch* ausgerichteten Methode mit einer *aneignungsorientierten* Subjektivierungsforschung scheint für den hier beleuchteten Gegenstand von bemerkenswerter Passung zu sein; erlaubt sie es doch, die Kollektivität einer Studierenerfahrung zu untersuchen, ohne dabei die differierenden Umgänge mit dieser Erfahrung zu übergehen. Sie vermag es außerdem, die verschiedenen Reflexionsniveaus in Bezug auf die handlungsleitenden Orientierungen ebenso in den Blick zu nehmen, wie die Bedeutung des Handelns bei der *Transformation* von Orientierungen. Diese Kombination markiert einen gegenstandsgemäßen Vorteil gegenüber rein kognitions- oder einstellungsbezogenen Forschungsansätzen (vgl. Unterabschnitt 2.1.1). Die dokumentarische Subjektivierungsforschung erlaubt es schließlich auch, den methodischen Rahmen für den theoretischen Teil *nicht* wechseln zu müssen. So ist es der rekonstruktiven Forschung stets zu eigen, dass sie, ausgehend vom empirischen Material, in zunehmend generalisierender und abstrahierender Weise verfährt. Die theoretische Deutung der empirischen Befunde bildet dabei den Zielkorridor. Entscheidendes Kriterium für die Theorieproduktion ist dabei stets die Orientierung am empirischen Material.

Was mit der Dokumentarischen Methode und einer auf ihr aufbauenden Subjektivierungsanalyse allerdings methodisch weder abgebildet noch erfasst werden kann, sind imaginative oder spontane Praktiken.<sup>117</sup> Das hat auch damit zu tun, dass sie im

116 Es muss nicht verwundern, dass Subjektivierungsforschung als die Analyse der Herausbildung und Veränderung des Selbst-Seins gerade in der Bildungswissenschaft eine lange Tradition hat. Schließlich darf es als wesentliches Charakteristikum und mithin als Ausgabe von Bildungskontexten gelten, dass Bildung eine Persönlichkeitsentwicklung anregen soll oder gar in ihr aufgeht. So wird etwa in Anlehnung an die Arbeiten von Mezirow (1978; 2000) und Marotzki (1984; 1990) eine Differenzierung zwischen Lern- und Bildungsprozessen angeregt, wobei erstere die Tradierung, letztere die Transformation von „Wissensbestände[n] und kulturelle[n] Selbstverständlichkeiten“ umfasst (Koller 2018; vgl. Nohl 2011, 911 ff.; Rosenberg 2011). Bildung umfasst, einem solchen Verständnis nach, immer die Transformation von Selbst- und Weltverhältnissen, hat insofern immer einen subjektivierenden, bzw. selbstgestaltenden Charakter. Der Diskurs birgt daneben eine weitere Nähe zur vorliegenden Arbeit, insofern als dass eine Integration von (Bildungs-)Philosophie, empirischer Rekonstruktion und schließlich fachwissenschaftlicher Theorieproduktion angestrengt wird (vgl. Nohl, Rosenberg, und Thomsen 2015, 87–88).

117 Tatsächlich verhandelt Bohnsack (vgl. 2017, 106, 146, 161) explizit die Möglichkeit von Imaginationen, allerdings rahmt er sie immer als ‚imaginatives‘, bzw. ‚imaginäres‘ *kommunikatives* Wissen (vgl. Geimer und Amling 2019, 29). So kann keine imaginierende

Sinne einer Typenbildung immer mit stark institutionalisierten und sozial weithin geteilten Sinnsystemen umgeht (vgl. Abbildung 14). Randgebiete sind nicht ihre Stärke. Sie ist primär an der Vergangenheit, bzw. der „einer gemeinsamen Erlebnis-schichtung, einem kollektiven Gedächtnis oder Systemgedächtnis“ (Bohnsack 2017, 139–40) interessiert. Diese Vergangenheitsorientierung wird in der soziogenetischen Typenbildung nochmals verschärft, wo dann noch tiefer in die (kollektive) Vergangenheit zurückgegangen wird (s.u.). Wie bereits oben eingeführt, wird diese methodische Einschränkung hier in Kauf genommen, da auch die vorliegende Arbeit im Sinne einer Typenbildung an starken Institutionen und Routinen interessiert ist. Ihr Erklärungsanspruch grenzt sich damit auch auf die sich in reflexiven, bzw. gewöhnlichen Praxisformen manifestierenden Selbst-Sinnstiftungen ein. Das wird in Teilen dadurch begründet, weil es sich beim hier interessierenden Forschungsgegenstand um einen in hohem Maße standardisierte, bzw. reglementierten institutionellen Zusammenhang handelt. Gleichwohl empfehle ich für die Lektüre der nun folgenden Rekonstruktionen auf mögliche imaginative und spontane Praktiken zu achten.

Für beide hier fokussierte Wissensformen, die in der vorliegenden Arbeit als Praxisformen verhandelt werden, stellt das dokumentarische Forschungsprogramm von der Feldforschung, über die Erhebung, bis hin zur Auswertung, Typenbildung und schließlich Theorieproduktion etablierte Verfahren bereit. Gewendet auf die Unternehmung einer dokumentarischen Subjektivierungsforschung heißt das, dass Subjektivierungen sowohl auf reflexiver (kommunikativer), als auch auf gewöhnlicher, bzw. habitualisierter Ebene rekonstruiert werden können. Die Herausbildung einer bestimmten Individualität kann so als eminent soziale Praxis dechiffriert und als gemeinsame Erfahrungsdimension herausgearbeitet werden. Die einzelnen Arbeits-

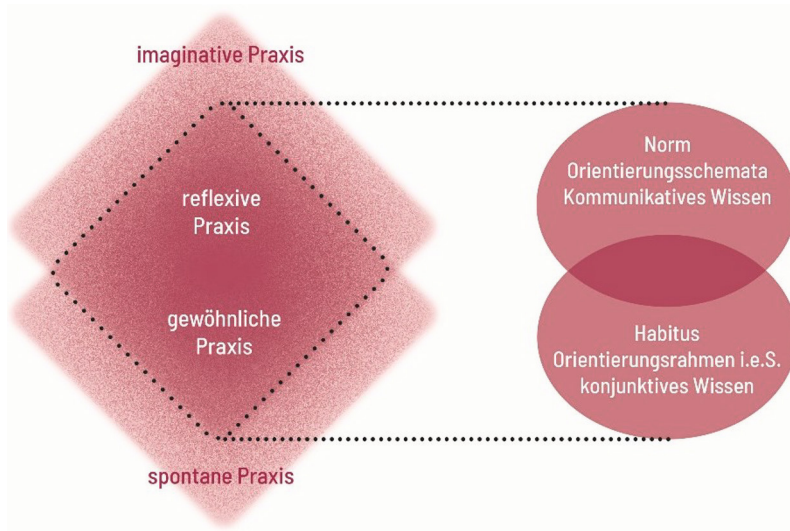
---

Praxis erkannt werden, die der oben eingeführten Leitunterscheidung zu reflexiver (oder kommunikativer) Praxis Rechnung trägt: dass sie sich auf Nichts bezieht und aus dieser Leerstelle heraus neue Sinnhorizonte entwickeln kann, die zunächst einmal nicht an geltende Regelsysteme, bzw. deren ontologische Voraussetzungen gebunden sein müssen. Ob als ‚dargestelltes‘ oder ‚expliziertes‘ Wissen (Bohnsacks Leitdifferenz zwischen imaginärem und imaginativem Wissen; vgl. 2017, 161) – da das Imaginieren selbst nicht als Praxis reflektiert wird, können die kreativen Potentiale eines Nicht-Wissens nicht erkannt werden. Einfacher formuliert: In der praxeologischen Wissenssoziologie ist das soziale Geschehen immer von Wissen, von Orientierung(srahmen) durchdrungen – deswegen können weder imaginierende noch spontane Praxisformen in die Analyse einbezogen werden, deren Dynamik und Eigenheit sich gerade durch ein Nicht-Wissen und eine kreative Desorientierung charakterisiert.

Tatsächlich erweist sich das Unterfangen einer an imaginierenden oder spontanen Praktiken interessierten praxeologischen Institutionenforschung als besondere Herausforderung. Schließlich müsste sie den präzisen Moment der Entstehung von (neuen) Institutionen in den Blick nehmen, also jenen Moment, in der aus einer performativen oder imaginierenden Leerstelle ein neuer Welt- und Selbstbezug kreiert wird. Für beide Praxisformen scheinen daher ethnografische Verfahren (vgl. Knoblauch und Vollmer 2019) unerlässlich, die mit Methoden oder Darstellungsformen aus den *performance studies* (vgl. Schechner und Brady 2013; Schechner 2015) oder aber auch jenen der Zukunftsforschung (vgl. Glenn und Gordon 2009; Saleh u. a. 2008) kombiniert werden könnten.

schritte der hier realisierten dokumentarischen Subjektivierungsanalyse werden im folgenden Unterabschnitt skizziert.

*Abbildung 14: Gegenüberstellung meiner Praxisformen (links) und jener von Bohnsack (rechts)*



Quelle: eigene Darstellung

### 3.3 FORSCHUNGSSCHRITTE

Nachdem die theoretischen und methodisch-methodologischen Grundpositionierungen dokumentarischer Subjektivierungsforschung eingeführt wurden, folgt nun eine Beschreibung der konkret realisierten Forschungsschritte der vorliegenden Arbeit.

#### 3.3.1 Feldforschung, Gruppenakquise und Erhebung<sup>118</sup>

Einem generellen Erkenntnisinteresse an *typischen* Orientierungen von Studierenden der Wirtschaftswissenschaften folgend, wurde die Auswahl der Erhebungsstandorte nach dem Kriterium einer möglichst großen Bedeutung der Hochschulstandorte im Kontext der deutschsprachigen Wirtschaftswissenschaften getroffen. So wurden nach Maßgabe des Handelsblatt-Rankings und des RePec-Rankings folgende Standorte ausgewählt, die sowohl nach Anzahl der Professuren, Studierenden und einer akademischen Prestigeträchtigkeit zu den wichtigsten Hochschulstandorten gehören, an denen man ein wirtschaftswissenschaftliches Studium absolvieren kann: Universität zu Köln, Goethe-Universität Frankfurt am Main, Universität Mannheim, Wirtschaftsuniversität und Universität Wien, Johannes-Kepler-Universität Linz.

<sup>118</sup> Der folgende Unterabschnitt fasst die wesentlichen Eckpunkte mit Bezug auf Feldforschung, Gruppenakquise und Erhebung der vorliegenden Studie zusammen, wie sie bereits in Bäuerle et al. (2020a, Kap. 3) ausgeführt wurden.

## Feldforschung

Um den in Frage stehenden sozialen Kontext *realiter* kennen zu lernen und damit einen ersten Eindruck des konkreten Erfahrungskontextes der diesen Kontext hervorbringenden Akteure zu gewinnen, beginnen praxeologische Forschungen zumeist mit Feldforschungen:

„Während für uns als Sozialforscher/innen der methodische Zugang zum kommunikativen Wissen relativ unproblematisch ist, da dieses direkt erfragt werden kann, erschließt sich uns das konjunktive Wissen nur dann, wenn wir uns (auf dem Wege von Erzählungen und Beschreibungen oder auch der direkten Beobachtung) mit der Handlungspraxis vertraut gemacht haben“ (Bohnsack 2008, 18–19)

Im Rahmen des ethnografischen Forschungsparadigmas (vgl. Knoblauch und Vollmer 2019) besteht eine große Fülle möglicher Methoden der Feldforschung. Die fünf genannten Hochschulstandorte wurden im Sommer und Herbst 2016 mehrmals besucht und auf folgende Erkenntnisinteressen hin evaluiert und dokumentiert:

- Welche formalen Richtlinien und Normen des wirtschaftswissenschaftlichen Studiums gelten vor Ort und wie werden diese kommuniziert? Dazu wurden Modulhandbücher, Prüfungsordnungen, aber auch Werbematerial des entsprechenden Studienangebotes zusammengeführt.
- An welchen konkreten Orten, in welchen Räumen findet das Studium statt und wo halten sich die Studierenden typischerweise auf? Um diese Fragen beantworten zu können, wurden die in den Vorlesungsverzeichnissen dokumentierten Räumlichkeiten abgesprochen und deren Erscheinungsbild und die sich darbietenden Situationen fotografisch und schriftlich dokumentiert.
- An diesen Orten wurden immer auch spontane Gespräche mit Studierenden geführt. Sie wurden auf die typischen Orte hin befragt, wo man sich als Studierender, insbesondere der Wirtschaftswissenschaften, aufhält. Auch diese Orte wurden abgesprochen und fotografisch wie schriftlich dokumentiert. Dabei handelte es sich zumeist um Bibliotheken, Cafés, Mensen, Prüfungsämter oder Institute.
- Die Feldforschung diente darüber hinaus dem Zweck, für die Erhebung der Interviews adäquate Räumlichkeiten zu finden. Um Hürden für die Beteiligung von Studierenden so niedrig wie möglich zu halten, sollten diese Orte auf dem Hochschulgelände oder in unmittelbarer Nähe liegen.
- Schließlich zielte die Feldforschung auch auf die Akquise interessierter Interviewpartner:innen ab. Zu diesem Zweck wurden auf dem Hochschulgelände wahllos Studierendengruppen angesprochen und auf ihr Studienfach hin befragt. Studierende der Wirtschaftswissenschaften wurden dann noch auf ihr Studiensemester und auf ihre Bereitschaft hin angesprochen, an der Erhebung teilzunehmen. An manchen Studienstandorten konnte die Gruppenakquise zudem durch lokale Expert:innen, etwa der AStAs ergänzt werden.

Die wichtigsten Ergebnisse der Feldforschung umfassten:

- Eine generelle Präsenz von Unternehmen und unternehmerischen Angeboten an den spezifischen Orten, wo sich wirtschaftswissenschaftliche Studierende aufhalten. Diese dokumentierte sich etwa in entsprechenden Werbematerialien, wie Postern, Jobangeboten oder Flyern, aber auch in Aktivitäten und Events, wie Firmennessen auf dem Campus oder Abend- und Ergänzungsveranstaltungen.
- Fehlende Gesprächsräume zur Durchführung der Interviews: Es war mit teils enormen Anstrengungen verbunden, adäquate i.S.v. geschützte, zugleich aber kostenlos zugängliche Räumlichkeiten aufzutun. Dieser Befund wurde in der Erhebungsphase von Interviewpartner:innen bestätigt.
- Die Prüfungsphase konnte als regelmäßig wiederkehrende Ausnahmesituation identifiziert werden, die den Semesterablauf wesentlich strukturierte. So nahm die Möglichkeit zur sozialen Interaktion (sei es zu Feldforschungs- oder Erhebungszwecken) während dieser Phasen erheblich ab. Die Phasen zwischen den Prüfungen waren hingegen von vielen Kontaktmöglichkeiten auf dem Campus, aber auch zu extracurricularen Veranstaltungen geprägt.
- Insgesamt konnte eine geringe Präsenz in den Vorlesungen dokumentiert werden, die zudem einem dreifachen Verschärfungstrend unterlag. So zeigte sich nicht nur ein verminderter Vorlesungsbesuch in höheren Semestern, sondern auch eine sukzessive Abnahme der Hörer:innen-Zahlen über das Semester hinweg und schließlich gar zu einzelnen Vorlesungsterminen. Als gängige Praxis konnte ein vorzeitiges Verlassen der Hörsäle zum Ende der Vorlesungen hin dokumentiert werden.

Einige Auszüge aus den Feldforschungsprotokollen, sowie ein Teil der fotografischen Dokumentation können in Bäuerle et al. (2020a, Kap. 3) nachvollzogen werden.

## Gruppenakquise

Im Zusammenhang mit der Gewinnung von Interviewpartner:innen zeigten sich sehr schnell mehrere Schwierigkeiten. Zum einen wurde die mögliche Erhebungsphase durch Semesterferien und stressbelastete Prüfungsphasen auf wenige Wochen reduziert. Weiterhin zeigte sich, dass an den betreffenden Erhebungsstandorten eine Vielzahl anderer Studien und Erhebungen durchgeführt werden und eine Teilnahme an solchen Erhebungen für Studierende nichts Außergewöhnliches ist. Im Gegenteil mussten wir zur Kenntnis nehmen, dass viele der genannten Studien mithilfe von finanziellen oder anderweitigen Entlohnungen um Studierende warben, was bei einem Teil der letzteren zu einer Erwartungshaltung führte. So war es eine gängige Reaktion von Studierendengruppen, zunächst einmal danach zu fragen, „was man dafür bekommt“. Eine entsprechende Entlohnung konnte vom Projekt nicht bereitgestellt werden, was dann in der konkreten Situation oftmals zum Ende des Akquiseversuches führte.

Im Zusammenhang mit der gewählten Interviewform des Gruppeninterviews (s.u.) boten sich weitere Probleme in der Gruppenakquise. So mussten nicht nur Einzelpersonen, sondern direkt mehrere Personen gewonnen werden, die aus methodischen Gründen zudem bereits miteinander befreundet oder zumindest bekannt sein sollten. Nicht selten konnten wir einzelne Gesprächspartner:innen gewinnen, die dann aber ihrerseits ihre Freunde nicht überzeugen konnten. Alleine in organisatorischer Hinsicht stellte sich das Gruppeninterview etwa auch in Sachen Terminfindung als kompliziert heraus. Sein Umfang von optimalerweise 90 Minuten war ein weiterer Nachteil, weil er vielen möglichen Gesprächspartner:innen als zu großes Opfer in einem von Stress und vielen Veranstaltungen geprägten Studienalltag erschien. Zweifelsfrei geriet hier eine auf die qualitative Erfassung von studentischen Perspektiven orientierte Erhebungsmethode mit den Sachzwängen und Restriktionen eines straffen, effizienzorientierten und mithin ökonomisierten Studienkontextes in Konflikt.

## Erhebung

Trotz der Schwierigkeiten bei der Gruppenakquise konnten insgesamt 16 Studierendengruppen gewonnen werden, mit denen im Laufe des Wintersemesters 2016/17, bzw. des Sommersemesters 2017 in der Regel ca. 90-minütige Interviews geführt wurden. Das Erhebungsinstrument der Gruppeninterviews (vgl. Bohnsack, Przyborski, und Schäffer 2010; Loos und Schäffer 2001) ist für dokumentarische Methodologie gerade deswegen von großer Eignung, weil implizite kollektive Wissensstrukturen in der konkreten Gesprächssituation gewissermaßen ‚aufgeführt‘ werden. Als durch eine starke soziale Interaktion geprägt, erlaubt es diese Art von Gesprächssituation in besonderem Maße, eben jene impliziten Wissensbestände zu beobachten und anschließend zu rekonstruieren, die einen bestimmten Erfahrungsraum ausmachen.<sup>119</sup> Da mithilfe des Gruppendiskussionsverfahrens auch nach einer Wiederholung von Diskussionen gültige Ergebnisse zu erzielen sind (Kriterium der Reliabilität), kann es zu Recht als *Verfahren* bezeichnet werden (vgl. Bohnsack 1989; 2008, Kap. 7; Przyborski 2016; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2021, Kap. 5.4).<sup>120</sup>

Das Gruppendiskussionsverfahren ist eine narrative Interviewform, die auf das Kriterium der Selbstläufigkeit eines Gespräches setzt. Selbstläufigkeit meint dabei zum einen, dass die Gruppe möglichst viel untereinander und ohne erneute Nachfragen des Interviewenden in eigenständige Narrationen kommen soll. Zum anderen bedeutet es, dass das Interview nicht von den Sinnhorizonten des Interviewenden, sondern von jenen der Interviewten geprägt sein sollte. Nur so kann sichergestellt werden, dass Forschende sich nicht mit eigenen Sinnstiftungen und Relevanzsetzungen auseinandersetzen, sondern tatsächlich mit denen von Akteuren im interessierenden Feld. Zu diesem Zweck wird eine Eingangsfragestellung so gewählt, dass sie

119 Dies gilt zweifelsfrei auch für die Praxis- bzw. Wissensformen eine Subjektivierung betreffend. Prinzipiell bieten aber auch narrative Individualinterviews eine veritable und weithin erprobte Möglichkeit, auf soziale Wissensbestände abzielende rekonstruktive Forschung zu betreiben (vgl. Bohnsack 2017, 128).

120 Zum Unterschied zwischen dem Gruppendiskussionsverfahren und dem im Wesentlichen von Robert K. Merton (Merton und Kendall 1946) entwickelten Instrument der *Focus Groups* vgl. Bohnsack und Przyborski (2007).



zwar auf das in Frage stehende Phänomen abstellt, ohne aber dieses Phänomen direkt einer Deutung zu unterziehen. Dadurch bekommt sie eine bewusste Unschärfe. In der vorliegenden Untersuchung wurden Studierende auf ihre alltäglichen Erfahrungen im Wirtschaftsstudium hin befragt: „Erzählt mal, was bedeutet Wirtschaft studieren so für euch? Also ganz konkret im Alltag: was macht ihr da, was ist wichtig, wo macht ihr das?“. Die Eingangsfragestellung soll nach Möglichkeit die alltägliche Erfahrungsdimension des in Frage stehenden Phänomens hervorheben und Narrationen über die alltäglichen Praktiken und Bedeutungszuweisungen in Gang bringen. Anschließend Nachfragen im Gesprächsverlauf werden sinnimmanent gestellt, d.h. dass immer nur schon zuvor genannte Themen aufgegriffen werden und abermals unspezifisch und ohne zu deuten um eine Elaboration gebeten wird (Beispiel: „Ihr habt gerade von der Prüfungsphase gesprochen. Könnt ihr darauf vielleicht nochmal eingehen und ein wenig erläutern, was damit gemeint ist und was ihr da so macht?“).

Einer Gruppe gehören mindestens 2, maximal 6 Interviewte an. Eine Gruppe bildet zugleich einen ‚Fall‘, der zur eindeutigen Identifikation einen Namen verliehen bekommt. In der vorliegenden Forschung wurde der Name immer aus dem Erhebungsstandort und einem willkürlich, manchmal auch gesprächsbezogen gewählten Substantiv gebildet (z.B. ‚Mannheim Organgensaft‘). Das Gespräch wird mithilfe eines Aufnahmegerätes dokumentiert, für Transkriptionszwecke wird immer eine Positionsskizze der Gesprächssituation angelegt. Außerdem wird die Erhebung durch ethnografische Aufzeichnungen die Gesprächssituation betreffend komplettiert.

### 3.3.2 Dokumentarische Subjektivierungsanalyse

Nach Abschluss der Erhebungsphase wurden die Interviews gemäß der dokumentarischen Methodologie verarbeitet und auf subjektivierungsanalytisch interessierende Aspekte hin interpretiert. Auch diese Schritte sollen nun im Einzelnen eingeführt werden (vgl. mit Blick auf die Dokumentarische Methode im Allgemeinen Przyborski 2016; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2021, Kap. 5.4; sowie ihre subjektivierungsanalytische Zuspitzung in Geimer und Amling 2019, Abschn. 3–4). Voranzuschicken ist den Ausführungen die Tatsache, dass ein dokumentarischer Forschungsprozess in all seinen Schritten von einem intensiven Austausch in einem Forscher:innenteam lebt. Interpretationen werden individuell entwickelt, vorgestellt, gemeinsam diskutiert und angepasst oder direkt gemeinsam erstellt. Ein sozialer Forschungsprozess soll der ständigen Gefahr einer „Nostrifizierung“ (Nohl 2013a, 272), also einer Überformung des Untersuchungsgegenstandes mit den Vorstellungen der Forschenden etc. vorbeugen.<sup>121</sup> Im vorliegenden Fall durfte ich einerseits auf die gemeinsamen Interpretationssitzungen im o.g. Projektzusammenhang zurück greifen. Weiterhin boten sich in der Frühphase der Rekonstruktion mehrere Möglichkeiten, die entstehende Typologie

121 Die „Standortgebundenheit“ oder „Seinsverbundenheit“ (Mannheim 1952, 227) der Forschenden kann darin nicht überwunden werden. Sie kann aber im gemeinsamen Interpretationsprozess gleichsam mitrekonstruiert und damit kontrolliert werden (vgl. Bohnsack, Hoffmann, und Nentwig-Gesemann 2018, 36). Forschende gewinnen in einem rekonstruktiven Prozess somit an Selbst-Bewusstsein, das sie im Sinne einer epistemischen Gerechtigkeit einsetzen können.

mit einschlägigen Expert:innen zu diskutieren (insb. Aglaja Przyborski und Alexander Geimer), so etwa auch über eine Teilnahme am Berliner Methodentreffen 2019.

## Thematische Verläufe

Für alle 16 entstandenen Audio-Dateien bzw. Fälle wurden thematische Verläufe erstellt. Wie der Name schon sagt, zielt dieser Arbeitsschritt auf die thematische Strukturierung der Interviews ab. ‚Entlang welcher Themen verläuft das Interview?‘ ist hier die zentrale Frage. In einem Dokument werden die aufeinander folgenden Themen mit einer Überschrift oder einem Schlagwort versehen und mit einer Laufzeit der Audio-Datei versehen. Die auf diese Weise entstehenden *Passagen* sind die kleinste interpretierbare Einheit eines Gesprächs und bilden für die weiteren Interpretationsphasen einen wichtigen Referenzpunkt. Typischerweise haben sie eine Länge von 5-15 Minuten. In kurzen Zusammenfassungen wird stets der thematische Inhalt der Passagen festgehalten, um in späteren Phasen der Rekonstruktion schnell einen Eindruck dessen zu erhalten, welche Themen in einer Passage verhandelt werden.

## Sampling

Hat man auf diese Weise einen Überblick über das erhobene Material gewonnen, folgt die Auswahl derjenigen Fälle und Passagen, die man in die eigentliche dokumentarische Interpretation einbezieht. Dieser Schritt will sowohl aus methodisch-methodologischen wie auch aus forschungspraktischen Überlegungen heraus wohl überlegt und begründet sein. Aufgrund der sehr genauen und arbeitsintensiven Interpretationsmethode können in einem Projekt, wie dasjenige, aus dem diese Promotion hervorgegangen ist, sinnvollerweise maximal zehn Fälle bearbeitet werden. Für eine Qualifikationsarbeit vom Umgang einer Promotion werden typischerweise zwischen acht und zehn Fälle einbezogen. Nachdem wir in Bäuerle et al. (2020) Passagen aus insgesamt neun Gruppen transkribiert und interpretiert hatten, wurde das Sample in der vorliegenden Arbeit auf acht Fälle beschränkt (vgl. Abkürzungsverzeichnis).

Diese Einschränkung ist vor dem Hintergrund der methodisch-methodologischen Kriterien des Samplings zu begründen. Wichtigstes Kriterium des Samplings ist die Qualität des erhobenen Interviewmaterials. Von schlechter Qualität ist ein Interview gemäß dem oben beschriebenen Kriterium der Selbstläufigkeit dann, wenn es durch viele und insbesondere auch deutende Rückfragen der Interviewenden geprägt ist (Beispiel: „Ok, das heißt im Grunde findet ihr euer VWL-Studium total schlimm und würdet gerne abbrechen, richtig!“). Im vorliegenden Gesamt von Interviews sind diesem Kriterium zwei Fälle zum Opfer gefallen, weil das Gespräch immer wieder vom Interviewenden angestoßen werden musste oder aber tatsächlich sinnsetzende Interventionen stattfanden. Von schlechter Qualität ist ein Interview aber auch dann, wenn es eine unterkritische Länge aufweist (ca. <60 Minuten) oder aber durch Unterbrechungen etc. geprägt ist (etwa, weil Interviewräume ungeplant verlassen werden müssen) und somit kein zusammenhängendes Narrationsgeschehen eingefangen wurde.

Im Schritt des Samplings von entscheidender Bedeutung ist weiterhin auch das Kriterium maximaler Kontraste. Der spätere Schritt der komparativen Analyse und

der Typenbildung lebt im Wesentlichen von der Kontrastierung und wechselseitigen Spiegelung möglichst unterschiedlicher Fälle mit unterschiedlichen Fallstrukturen. Zeigt sich, dass sich ein Typus gerade *entgegen* großer Kontraste, etwa die Altersstruktur, das Geschlecht, die Wohnsituation oder andere Aspekte betreffend, durchzieht, so kann dieser als besonders robust gelten. Hierzu aber ist es nötig, die Typenbildung von einem entsprechend vielfältigen Sample her aufzubauen, das eine solche Kontrastierung ermöglicht. Im vorliegenden Fall wurden zu diesem Zweck etwa auch solche Gruppen mit einbezogen, denen Mitglieder von kritischen studentischen Gruppierungen angehören (Zwei Mitglieder von ‚Plurale Ökonomik Mannheim‘ in Mannheim Orangensaft, ein Mitglied der ‚Gesellschaft für Plurale Ökonomik‘ in Wien Heiße Wiese). Oder aber es wurden auch solche Gruppen berücksichtigt, denen Studierende angehörten, die bereits vorab eine Ausbildung oder ein anderes Studium absolviert hatten (Mannheim Orangensaft, Köln Kekse, Frankfurt Big Four, Frankfurt Dachterrasse).

Schließlich erfolgt das Sampling sowohl auf Fall- als auch auf Passagen-Ebene vor dem Hintergrund des spezifischen Erkenntnisinteresses des konkreten Forschungsvorhabens (vgl. Nohl 2013a, 273, 278). Nachdem im Projektzusammenhang zunächst die Rekonstruktion allgemeiner und weit verbreiteter studentischer Orientierungen (sog. Basistypiken) im Zentrum stand, widmete sich die vorliegende Arbeit dem Material mit einer subjektivierungsanalytischen Brille. Daher gewannen Passagen an Bedeutung, in der Selbst-Sinnstiftungen von Studierenden thematisch wurden. Formales Kriterium der Passagenauswahl ist weiterhin die interaktive und metaphorische Dichte des Gesprächsverlaufes. Gerade bei solchen Passagen darf ein hohes Maß Rekonstruktionspotential für konjunktive Wissensbestände vermutet werden (vgl. Bohnsack 2013, 250).

Vor dem Hintergrund dieser Kriterien wurden zunächst die Gruppen Köln Empire und Linz Zahnarzt aus der dokumentarischen Subjektivierungsanalyse ausgeschlossen. Außerdem wurden insgesamt 14 zusätzliche Passagen nachtranskribiert und in die Rekonstruktion aufgenommen, die in Bäuerle et al. (2020) nicht eingegangen waren. Darauf entstand ein Gesamt von 52 Passagen aus 8 Fällen als empirischer Basis der vorliegenden Arbeit. Da sich mitunter mehrere Typen in den gleichen Gruppen wiederfanden, konnten aber die drei gefundenen Typen anhand von mindestens drei Fällen rekonstruiert werden.

## Transkription

Die Transkription der 14 zusätzlichen Passagen erfolgte durch einen professionellen Transkripteur aus Österreich (für eine hohe Qualität der Transkriptionen insb. der beiden Wiener Gruppen entscheidend). Für die Rekonstruktion der impliziten Wissensstrukturen, bzw. der gewöhnlichen Praxis, ist ein möglichst genaues Transkript, das auch Zwischenlaute, den Modus des Gesagten (etwa [[lautes Lachen]]), aber auch performative Diskursäußerungen ([klopft laut auf den Tisch]) beinhaltet, wichtig. Entsprechend wurden alle Transkripte gemäß dem TiQ-Standard angelegt (vgl. Appendix). Insgesamt fußt die hier angebotene Typologie auf ca. 470 Transkriptseiten.

## Formulierende Interpretation

Alle transkribierten Passagen werden dann in einem ersten Schritt formulierend interpretiert. In der binären Wissenshierarchie der praxeologischen Wissenssoziologie wird hier das kommunikative oder explizite Wissen in den Blick genommen, das ‚Was?‘ des Gespräches also. Jeder Satz des Transkriptes wird dabei in eine allgemein verständliche Sprache übersetzt, ohne dabei auf das mögliche ‚Wie?‘ oder den ‚Wer?‘ des Gesagten einzugehen. Im Wesentlichen besteht die formulierende Interpretation somit in einer expliziten und einfachen *Reformulierung* des Gesagten. Der Schritt gilt der Verständigung unter den Interpretierenden auf den kommunikativen Sinn des Gesagten. Unterteilt werden die Passagen dabei in thematische Abschnitte. Dies kann als Fortsetzung des Arbeitsschrittes der thematischen Verläufe gelten. Das Gesagte wird nun auf Passagen-Ebene in Oberthemen (OT) und Unterthemen (UT), in manchen Fällen gar in Unterunterthemen (UUT) unterteilt. Dies soll nun am Beispiel einer Sequenz aus der Passage „Curricula und Bildungssystem“ aus der Gruppe Köln Kekse veranschaulicht werden:

*Transkriptsequenz (Zeile 2-20) der Passage „Curricula und Bildungssystem“ der Gruppe Köln Kekse<sup>122</sup>*

Bm: °Nagut°=vielleicht ne Möglichkeit wäre das irgendwie:: kleinschrittiger aufzubauen (.) dass: (.) quasi: (.) es verschiedene (.) Fachgebiete gibt (.) oder irgendwie:: verschiedene V- Vorlesungen die man dann also- mh man nennt das einfach (.) Einführung in die (.) VWL=und dann kriecht man einfach ein (.) paar verschiedene Positionen einfach beigebracht und nicht dass ein Professor jetzt quasi (.) ähm (.) **ja** (.) ein ganzes Modul oder zwei Professoren ein ganzes Modul:: mit ihrer- mit ihrer Ideologie da halt äh vollknallen; (2) dass man n °bisschen (.) ( )°

Af: | °Ja:: o-° (.) obwohl ich glaub es ist mehr die Ideologie unserer Gesellschaft schon: st- (.) °statt der der Professoren° (.) also (.) ich glaube einfach nicht dass in **Deutschland** (.) irgendwo an=ner Universität im Rahmen der VWL: (.) dir als erstes Modul der Kommunismus (.) n- nahegelegt wird (2)

Bm: | °Ne:in das natürlich nicht;

Af: also:: (.) und (.) **das gehört=ja halt eigentlich** auch dazu (.) also da haben sich Menschen Gedanken drüber gemacht (.) und (.) es hat nie geklappt bisher=**aber** (.) warum ist das so abwegig? (.) warum lehrt man das nicht mehr konkret?

Bm: | **Ja::** (1) denk ich auch

122 Im Folgenden werden Gruppen und Passagen gemäß ihren im Abkürzungsverzeichnis festgehaltenen Abkürzungen zitiert. In diesem Fall laute die korrekte Zitation: (KK CB, 2-20).

*Formulierende Interpretation dieser Sequenz**OT 2-68 Gründe und Lösungen für die ideologische Engführung des Studiums**UT 2-20 Ideologie und Kommunismus*

Eine Möglichkeit liegt darin, das Studium kleinschrittiger aufzubauen, mit verschiedenen Fachgebieten, verschiedenen Veranstaltungen und verschiedenen Positionen. Momentan werden ganze Module mit den Ideologien einzelner Professoren „zugeknallt“. Diese Ideologie ist eher diejenige der Gesellschaft, als diejenige der Professoren. In Deutschland wird in keiner VWL-Einführungsveranstaltung der Kommunismus gelehrt, obwohl dies auch zum Studium dazu gehören könnte, weil sich Menschen darüber Gedanken gemacht haben. Es hat zwar nie geklappt bisher, aber warum wird es nicht gelehrt?

Subjektivierungsanalytisch ist bereits hier die Identifikation von markanten Subjektfiguren oder Metaphern des Selbst interessant, die in der formulierenden Interpretation der hier analysierten Transkripte auch explizit festgehalten wurden. Diese Zuspitzung machte es nötig, auch die bereits erstellten formulierenden Interpretationen aus dem vorausgegangenen Projektzusammenhang abermals zu sichten und ggfs. leicht anzupassen (formulierte Subjektpositionen aufzunehmen, die zunächst womöglich übergangen wurden). Dieser simplifizierende Interpretationsschritt hat je nach Dichte des transkribierten Gesprächsgeschehens einen Interpretationskorpus von ca. 1/3 der Transkriptlänge zum Ergebnis; im vorliegenden Fall also ca. 120 Normseiten.

**Reflektierende Interpretation**

Nachdem im Rahmen der formulierenden Interpretation das ‚Was?‘ des im Interview Formulierten allgemeinverständlich rekonstruiert wurde, zielt die darauffolgende reflektierende Interpretation nun auf das ‚Wie?‘ der Kommunikation und also auf die impliziten Sinnhorizonte, in und mit denen die Themen verhandelt werden. Eben dieser Interpretationsschritt erlaubt es, die Selbstverständlichkeiten der befragten Akteure zu versprachlichen. Entscheidend ist dabei die Berücksichtigung der gemeinsamen Diskurspraxis, die Aufschluss darüber gibt, ob und wie ein konjunktives Wissen von mehreren Sprecher:innen geteilt, reproduziert oder *in actu* vielleicht auch verändert wird.

Auf operativer Ebene arbeitet man sich im Rahmen der reflektierenden Interpretation Zeile für Zeile durch das Transkript und verfolgt (propositionale) Sinngehalte von ihrer Einführung, über ihre Elaboration, mögliche Differenzierungen, Validierungen, Ratifizierungen, Oppositionen etc. bis hin zu verschiedenen Formen der Konklusion oder Anschlusspropositionierung (vgl. zum Begriffsinventar der dokumentarischen Gesprächsanalyse Przyborski 2016, 61 ff.). Eine beispielhafte reflektierende Interpretation der oben genannten Passage, der Rekonstruktion des impliziten Sinngehaltes also, *wie* das Thema einer ideologischen Engführung des Studiums von Af und Bm verhandelt wird, findet sich im Folgenden:

## *Reflektierende Interpretation der o.g. Sequenz*

### *2-7 Proposition und Elaboration*

Bm entfaltet an einem negativen Sinnhorizont eine erste Proposition. Ein Professor setzt darin in den ersten beiden Modulen des VWL-Studiums dasjenige vor, was als ‚richtig‘ zu gelten hat. Dieses ‚Richtige‘ wird dabei verstanden als ein Enggeführtes, ein kleiner Ausschnitt aus einem viel größeren Ganzen, in dem verschiedene Positionen, Fachgebiete usw. präsent sind. Der stark betonte Ausdruck „vollknallen“ unterstreicht den Aspekt der Macht in der Beziehung dieser einen Person zu denjenigen, die ihrer „Ideologie“ glauben schenken sollen. Als Studierender ist man einer ‚vollknallenden‘ Kommunikation ausgeliefert, der man sich aufgrund eines hierarchischen Unverhältnisses nur bedingt entziehen kann.

Bm ergänzt die Proposition von Beginn an um einen positiven Horizont, namentlich denjenigen eines produktiven Umgangs mit den Unzufriedenheiten und dem Ausgeliefertsein. Ein kreatives Potential aus „verschiedenen“ „Möglichkeiten“ vermag die durch Engführungen verursachten Frustrationen zu relativieren.

### *9-14 Elaboration der Proposition durch Af*

In der enggeführten Gestaltung von Lehrveranstaltungen durch die Professoren drückt sich etwas Allgemeines, etwas gesamtgesellschaftliches aus („Ideologie der Gesellschaft“). Das, was im volkswirtschaftlichen Studium passiert, wird somit zu einem Teil oder Ausschnitt gesellschaftlicher Verhältnisse, bzw. gesellschaftlich dominanter Muster. Dies wird am Beispiel des Kommunismus exemplifiziert. Dieser wird gerade *nicht* unterrichtet, weil er gesellschaftlich nicht dominant sei. Die Professoren erscheinen in diesem größeren Kontext nunmehr als ‚Mitläufer‘ und ‚Katalysatoren‘ von ideologischen Mustern der Gesellschaft, die sie weitergeben und darin verstärken. In dem analytisch-distanzierten Blick auf gesellschaftliche Verhältnisse dokumentiert sich gleichsam eine kritische Grundhaltung von Af. Sie greift damit performativ den positiven Sinnhorizont von Bm auf, nämlich den Engführungen durch eine kritische Distanzierung und das Ausmachen von Alternativen entkommen zu können.

### *14 Validierung*

Bm validiert die Elaboration seiner Proposition durch Af.

### *16-18 Fortsetzung der Elaboration (oder: Zwischenkonklusion)*

Af will nicht nur die vorherrschende Ideologie kennenlernen, sondern auch andere. Diese müssen nicht ‚funktionieren‘, i.S.v. sich historisch bewähren. In dieser Unabhängigkeit von einem Funktionieren, wie auch dem Kriterium des Sich-darüber-Gedankenmachens dokumentiert sich ein absoluter Ideologie-Begriff von Af, der keinen Außenraum von Ideologischem kennt. Es gibt keine Nicht-Ideologie, sondern immer nur *andere* Ideologien. Und eben jene gehören auch gelehrt.

### *20 Erneute Validierung*

Bm validiert abermals den nunmehr geschärften Sinngehalt von Af („Ja: (1) denk ich auch“).

Das Beispiel zeigt, wie umfangreich dieser Interpretationsschritt mitunter werden kann. Gerade dichte Sequenzen mit einem intensiven Interaktionsgeschehen haben Interpretationen zur Folge, die die Transkriptlänge nicht selten um das Doppelte übersteigen. Im vorliegenden Fall wurden ca. 650 reflektierende Interpretationsseiten angelegt. Die subjektivierungsanalytische Zuspitzung des Erkenntnisinteresses hatte zur Folge, dass auch die zuvor angelegten Interpretationen erneut durchgearbeitet werden mussten. Besonderes Augenmerk galt u.a. den Sprecher:innenpositionen, aus denen heraus ein bestimmtes Thema verhandelt wurde. Welche Personalpronomina wurden von den Interviewten verwendet, um über die Erfahrungen ihres Wirtschaftsstudiums zu sprechen. Waren diese vorzugsweise von Narrationen in der ersten Person Singular geprägt, vom generischen ‚man‘ oder einem ‚wir‘? Auf welche Praxisformen lassen die verwandten Verben stoßen und wie stehen diese in Bezug zu Personalpronomina oder anderen Sprecher:innenpositionen? Wo fanden möglicherweise Wechsel in den Sprecher:innenpositionen statt und wie standen diese Wechsel in Verbindung zu thematischen oder propositionalen Modulationen? Wo und wann tauchten besonders markante Subjektfiguren oder Metaphern des Selbst auf? Wie standen diese Subjektfiguren in Verbindung zu möglichen anderen Metaphern, die mit Bezug auf das Wirtschaftsstudium oder konkrete Erfahrungen darin geäußert wurden? Und schließlich: schlugen sich thematisch erwähnte Selbsttransformationen während des Studiums auch in den verwandten Sprecher:innen- oder Subjektfiguren nieder?

Der reflektierende Interpretationsschritt hat die Identifikation der konjunkativen Wissensbestände, dabei insbesondere der Selbst-Sinnstiftung zur Folge, die in einer Gruppe mit Bezug auf das grundlegende Thema des Gespräches (hier: ein wirtschaftswissenschaftliches Studium) vorliegen. Diese werden dann einer Passagen- aber auch Fall-übergreifenden Komparation zugeführt.

## Komparative Analyse und Typenbildung<sup>123</sup>

Der methodisch kontrollierte Vergleich verschiedener Passagen (und Orientierungen) mit Passagen derselben und im weiteren Verlauf dann auch mit Passagen (und Orientierungen) anderer Gruppen bildet den Schritt der komparativen Analyse. Er erfolgt auf Grundlage der formulierenden und reflektierenden Interpretationen. In der fallübergreifenden Analyse werden zunächst Passagen verschiedener Gruppen mit dem gleichen Thema herangezogen und daraufhin untersucht, wie das gleiche Thema (etwa ‚Studienfinanzierung‘) von unterschiedlichen Gruppen verhandelt wird. Hier bilden also Themen das *tertium comparationis* und man gewinnt einen Überblick über die Pluralität an Orientierungen im Sample, mit deren Hilfe ein bestimmtes Thema verhandelt wird. Eben diese Orientierungen und mögliche Häufungen in der fallübergreifenden Analyse werden sodann im nächsten Schritt der komparativen Analyse zum *tertium comparationis*.<sup>124</sup> Lässt sich ein fallübergreifendes Muster von

123 Vgl. dazu die prägnanten Artikel von Bohnsack (2013) und Nohl (2013a).

124 Vgl. zur konsequent gegenstandsorientierten Qualität des *tertium comparationis* und damit in der Folge auch des Typus: „Nach Matthes ist das Tertium Comparationis idealiter ein ‚Denkraum‘, in dem der eine Fall in den anderen ‚übersetzbar‘ (ebd., 96) ist. Dieser ‚Denkraum‘ ist allerdings nicht a priori gegeben, sondern muss erst in der sukzessiven



Orientierungen identifizieren, innerhalb dessen verschiedene Themen verhandelt werden? Die Beantwortung dieser Frage bildet zugleich den ersten Schritt in Richtung der (abduktiven) Typenbildung:

„Eine *Typenbildung* beginnt dort, wo der in reflektierender Interpretation rekonstruierte Orientierungsrahmen (im Folgenden kann sowohl derjenige im weiteren wie auch der im engeren Sinne, also der *Habitus*, gemeint sein) als homologes Muster an *unterschiedlichen* Fällen identifizierbar ist, sich also von der fallspezifischen Besonderheit gelöst hat“ (Bohnsack, Hoffmann, und Nentwig-Gesemann 2018, 23)

Um ein mögliches Muster, bzw. einen möglichen Typus jedoch besonders genau zu rekonstruieren, werden zunächst nach dem Prinzip der Gemeinsamkeit in der Differenz deren spezifische fallübergreifende Unterschiede herausgearbeitet. So kann ein Typus entwickelt werden, der die fallspezifischen Eigenheiten nicht ‚glättet‘, sondern diese vielmehr als Ausdrucksform einer spezifischen Eigenart des Falles – insbesondere auch für die anschließende Typenbildung – erhält. Fallintern gewendet, bedeutet die Arbeit mit der Orientierung als *tertium comparationis* die Entschlüsselung der spezifischen Fallstruktur im thematischen Gesprächsverlauf. ‚Wie wird die Fallstruktur – also die einem Fall innewohnenden typischen Orientierungen – in den verschiedenen Themen eines Gespräches (re-)produziert, bzw. gespiegelt?‘ ist hier eine erkenntnisleitende Frage, die es nicht zuletzt ermöglicht (und erfordert!) die Einzigartigkeit eines jeden Falles zu wahren und zu betonen. Durch fallinterne und -übergreifende Kontrastierungen und Differenzierungen werden so die Grenzen des identifizierten Typus ausgelotet. Dabei können auch die Ergebnisse der ethnographischen Forschungselemente, wie der Feldforschung oder aber den Beobachtungsprotokollen während der Gesprächssituation hinzugezogen, und dadurch nicht zuletzt die performative Sättigung der Typenbildung erhöht, werden. In der Explikation und zunehmenden Abstraktion der Eigenheiten des Typus besteht der rekonstruktive und zugleich abduktive Charakter der Typenbildung. Sie kann neben der reflektierenden Interpretation mithin als Herzstück der dokumentarischen Methode gelten:

„So identifiziert der Interpret eine ‚Klasse‘ von Reaktionen, die *homolog*, als derselben ‚Regel‘ zuzuordnen sind, um diese Regel dann zur Explikation zu bringen. Es wird also eine dem Interpreten bisher unbekannte, im impliziten Wissen der Erforschten jedoch enthaltene, Regelmäßigkeit, ein *Modus Operandi*, zur Explikation gebracht. Dieser Weg der Erkenntnis- bzw. ‚Regel‘- oder Typengenerierung entspricht der logischen Schlussfolgerung der *Abduktion* im Sinne von Charles S. Peirce (1967), indem ausgehend von der Beobachtung eines überraschenden Phänomens (‚Resultat‘) nach einer ‚Regel‘ gefahndet wird, welche dieses zu plausibilisieren, das heißt, den Fall zu interpretieren vermag (vgl. dazu Reichertz 2013)“ (Bohnsack, Hoffmann, und Nentwig-Gesemann 2018, 24)

Entfaltung und Erweiterung des empirischen Vergleichs eröffnet werden. Doch auch die weitest möglich betriebene komparative Analyse lässt den Denkraum (das *Tertium Comparationis*) nicht unendlich groß werden. Es bleibt an die konkret untersuchten Fälle und deren Aspekthaftigkeit gebunden. Bohnsack (2007a, 183) spricht daher von ‚konjunktiver Abstraktion‘“ (Nohl 2013a, 279–80).

Im vorliegenden Fall wurden, dem Erkenntnisinteresse der Arbeit entspringend, Typen der Subjektivierung im Sinne typischer Muster von Selbstsinnstiftungen gebildet.<sup>125</sup> Insgesamt konnten drei solcher Typen rekonstruiert werden, die sodann in der Gesamtschau eine *Typologie* bilden (vgl. Abbildung 15):

*Abbildung 15: Bildungsmilieutypik von Subjektivierungen im wirtschaftswissenschaftlichen Studium*



Quelle: eigene Darstellung

Während sich ein Typus durch eine Homogenität auszeichnet (ohne die fallspezifischen Eigenheiten zu übergehen), zeichnet sich eine Typologie durch maximale Unterschiedlichkeit der sie enthaltenden Typen aus. Je genauer die Differenzen zwischen den Typen einer Typologie herausgearbeitet werden können, desto besser (vgl. Nentwig-Gesemann 2013, 316). Zu diesem Zweck werden die jeweiligen Typen nach der fallspezifischen Vorstellung (je drei Fälle) in kondensierenden Unterabschnitten zusammengefasst (vgl. Unterabschnitte 4.1.4, 5.1.4, 6.1.4).

125 Dabei handelt es sich ausschließlich um eine sinnogenetische Typenbildung, also eine Rekonstruktion der dominanten Sinnhorizonte im vorliegenden Sample. Nicht untersucht wurde, aus welchen sozioökonomischen Zusammenhängen diese Sinnhorizonte ihrerseits entspringen. Dies kann im Rahmen einer soziogenetischen Typenbildung über die Auseinandersetzung mit den sozioökonomischen Hintergründen, bzw. der Sozialisationsgeschichte der Fälle eines Typus und deren Kontrastierung mit jenen anderer Fälle rekonstruiert werden. So lässt sich ermitteln, ob ein Typus (beispielsweise eine Subjektivierung in der pragmatischen Konformität) ‚typisch weiblich‘, ‚typisch dörflich‘, ‚typisch berufserfahren‘ etc. ist (vgl. zum Unterschied zwischen sinn- und soziogenetischen Typenbildungen Bohnsack 2013, 248; Nohl 2013a, 275; 2013b, 38–39; Rosenberg 2016, 104). Dieser optionale Forschungsschritt konnte innerhalb der Rahmenbedingungen der vorliegenden Arbeit nicht realisiert werden.

## Theoriebildung

Die Rekonstruktion typischer Orientierungen in Form einer Typen- und Typologiebildung mündet schließlich in einem letzten, abermals abstrahierenden Schritt in ihrer theoretischen Ausformulierung. Dabei werden für gewöhnlich Anschlüsse an bereits existierende Theorieangebote vorgenommen und auf Grundlage der Rekonstruktionen Anpassungen, Spezifizierungen und Weiterentwicklungen vorgenommen. Die vorliegende Arbeit macht es sich zum dezidierten Anliegen, diese theoretischen Interpretationsangebote aus der Tradition volkswirtschaftlicher Forschung selbst zu gewinnen. Vor dem Hintergrund der in Kapitel 2 und 3 dargelegten Defizite in der gegenwärtigen ökonomischen Forschungslandschaft im Hinblick auf das doppelte Spannungsfeld von Individualität/Sozialität und Reflexion/Praxis, erwies sich diese Aufgabe durchaus als Herausforderung. So mussten zunächst einmal Theorieangebote gefunden werden, die die genannten Spannungsfelder überhaupt theoretisch abzubilden in der Lage sind. Insbesondere die praxeologischen Anforderungen gestalteten sich als regelrechte Leerstellen in der aktuellen Forschungsliteratur. Entsprechend wurde schwerpunktmäßig auf Ansätze aus der ökonomischen Theoriegeschichte zurückgegriffen.

Die Spezifität der rekonstruierten Typen einerseits und die mitunter setzenden Charakteristika der gefundenen Theorieangebote andererseits machten es dabei nötig, je ein Theorieangebot für jeden Typus auszuarbeiten. So konnte etwa mit der Ordnungstheorie Friedrich Hayeks eine überraschend genaue Passung zum Subjektivierungstypus einer pragmatischen Konformität identifiziert und elaboriert werden. Da Hayek eine solche pragmatische Konformität regelrecht naturalisiert, konnte seine Theorie jedoch nicht für die beiden anderen Typen fruchtbar gemacht werden. Die Theorieangebote sind vor dem Hintergrund dieser ontologisierenden Defizite somit mit Vorsicht zu genießen. Weiterhin ist zu sagen, dass alle drei Theorieteile trotz der starken Anlehnung an Primärtexte ihrerseits Interpretationen der jeweiligen Autoren darstellen. Die Wahl der Lesarten, welche ich je vorweg angebe und in bestimmten Traditionen verorte, wurde vor dem Hintergrund eines Passungsverhältnisses zum jeweiligen Typus getroffen.

Die vermeintliche Inkonsistenz, die aus einem theorieübergreifenden Framework entsteht, verstehe ich als methodologische Stärke der Arbeit und als wegweisend für ein gegenstandsorientiertes und plurales Wissenschaftsverständnis. Wenn eine komplexe, ambivalente und mitunter widersprüchliche Realität im Zentrum des Erkenntnisinteresses steht, so muss sich diese Ambivalenz auch in den wissenschaftlichen Erörterungen und Ergebnisse widerspiegeln – ohne dabei einen konsistenten konzeptuellen Rahmen aufzugeben (vgl. Kapitel 2). Insgesamt belegen die hier versammelten Theorieangebote, dass die wirtschaftswissenschaftliche Tradition eine Pluralität von Theorien bereithält, die für die Frage verschiedener Subjektivierungstypen und für eine praxistheoretische Fundierung der Disziplin in Anschlag gebracht werden kann.

Ein Defizit und mithin eine Einschränkung der Pluralität der hier aufgeworfenen Theorieangebote ist in der ausschließlichen Verwendung von männlichen Autoren offen zu benennen (Hayek, Marx, Unger). Tatsächlich hatte ich diesen Aspekt bei der Sichtung und Prüfung mehrerer Theorieangebote berücksichtigt – mich letztlich aber für jene Angebote entschieden, die die größte Passung zum empirischen Typus auf-

wiesen. Durch die explizite Benennung der Problematik möchte ich zum Ausdruck bringen, dass ich die in exorbitantem Ausmaß männlich (sowie weiß und westlich) dominierte Geschichte und Gegenwart wirtschaftswissenschaftlicher Forschung (vgl. Bayer und Rouse 2016; Lundberg 2020) nicht implizit fortschreiben möchte, sondern allein aus Gründen der Gegenstands-Angemessenheit getroffen habe. Für Hinweise auf potentialträchtige andere Theorieansätze bin ich dankbar.

Eine Zusammenfassung der hier rekonstruierten Typologie finden sich in folgender Tabelle:

*Tabelle 3: Tabellarische Zusammenfassung der Typologie von Subjektivierungsprozessen im wirtschaftswissenschaftlichen Studium*

<b>Fragestellung</b>	Wie wird Mensch wer im Kontext ökonomischer Hochschulbildung?		
<b>Erhebung = emp. Basis</b>	16 Gruppendiskussionen in Köln, Frankfurt a.M., Mannheim, Linz, Wien 52 Passagen von 8 Fällen		
<b>Auswertung</b>	Dokumentarische Subjektivierungsanalyse: formulierende und reflektierende Interpretation, Komparative Analyse, Typenbildung		
<b>Typen</b>	Typus 1: Subjektivierung in der pragmatischen Konformität	Typus 2: Subjektivierung in der erlittenen Differenz	Typus 3: Subjektivierung in der produktiven Differenz
<b>Fälle</b>	Frankfurt Big Four Frankfurt KHG Köln Innenhof (Am)	Frankfurt Dachterrasse (Af) Wien Café Anger Mannheim Orangensaft (Bm)	Mannheim Orangensaft (Alle außer Bm) Köln Kekse Wien Heiße Wiese
<b>Theoretische Interpretation</b>	Hayeks imitierender Marktteilnehmer	Marx' entfremdeter Arbeiter	Ungers' soziale Innovator:innen
<b>ist in Summe:</b>	Eine Typologie von dominanten Subjektivierungen im Kontext ökonomischer Hochschulbildung		
<b>...als Beispiel einer:</b>	Praxeologischen Institutionenforschung		

Quelle: Eigene Darstellung